

STALINGRAD



Die ersten authentischen Berichte der russischen Generäle Rokossowski - Woronow - Telegin - Malinin und Kriegsberichterstatler über eine der grössten und entscheidensten Schlachten der Weltgeschichte

STEINBERG VERLAG ZÜRICH

Im gleichen Verlag sind erschienen:

HENRY A. WALLACE

Vizepräsident der U. S. A.

DAS JAHRHUNDERT DES VOLKES

Einführung von Leonhard Ragaz

Kartoniert Fr. 6.—

«Wallace zählt zu den Hellsichtigsten und Fortschrittlichsten unter den führenden Wirtschaftspolitikern der Gegenwart. Er weiss um die grossen säkularen Irrtümer der Wirtschaftsgestaltung, auf denen die fürchterliche Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit der Zwischenkriegszeit und schliesslich Rüstungstaumel und Krieg emporwachsen konnten.» *Die Tat*

ILJA EHRENBURG

DER FALL VON PARIS

Stalin-Preis für Literatur

Roman. Leinen Fr. 14.80; kartoniert Fr. 9.80

In England das 51. Tausend erschienen!

Das Buch ist mehr als ein Roman und eine Abrechnung. Es ist ein gemalter Querschnitt durch Europas schlimmste Periode, der Zeit von 1936 bis 1941. Mit der Meisterschaft der grossen französischen Impressionisten hat der russische Dichter der tragischsten Epoche der Stadt Paris und Frankreichs ein erschütterndes Denkmal gesetzt.

JOSEPH E. DAVIES

ALS USA-BOTSCHAFTER IN MOSKAU

Authentische und vertrauliche Berichte über die Sowjet-Union

Reich illustriert Leinen Fr. 16.80 4. Auflage

«*Basler Nachrichten*»: Erstaunlich ist, dass Davies in einer relativ kurzen Zeit eine grosse Summe zweifellos wertvoller Tatsachen und Beobachtungen sammeln konnte. Wir möchten dem ungewöhnlichen und ungewöhnlich lebendig geschriebenen Diplomatenbuch jedenfalls auch in unserem Lande eine recht zahlreiche Leserschaft wünschen.

«*Neue Zürcher Zeitung*»: Der amerikanische Botschafter verfolgte den grössten der Schauprozesse persönlich von Tag zu Tag und liess sich durch einen Dolmetscher die Verhandlungen fortlaufend übersetzen. Er hatte den bestimmten Eindruck, dass die Prozesse den Umriss eines Komplotts enthüllten, das beinahe zum Sturze der Regierung Stalins geführt hätte.

EUGEN TARLE

NAPOLEON IN RUSSLAND

Der russische Feldzug eine Parallele zur Gegenwart

2. Auflage Leinen Fr. 12.80 Mit einer Kartenskizze

«*Neue Zürcher Zeitung*»: ... Was dem Werke Tarles ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass er bei seinen Vorarbeiten eine grosse Zahl vorher unbekannter Dokumente verwenden konnte, die in der Nationalbibliothek in Leningrad verwahrt sind, ganz abgesehen von dem höchst lebendigen Stil der Darstellung, der alle Schriften des russischen Historikers auszeichnet.

STEINBERG VERLAG ZÜRICH

STALINGRAD

Dies ist das unvergängliche Ruhmesblatt der Sieger von Stalingrad, eine lebendige lodernde Geschichte dieses russischen Bollwerks — schon damals im Bürgerkrieg und jetzt in dem Weltbefreiungskrieg.

Heerführer haben ihre Berichte und Proklamationen, Kriegsschriftsteller und Helden der Sowjetunion ihre an Ort und Stelle aufgezeichneten Eindrücke und Beobachtungen beigetragen; jedes Wort glüht noch von seelischen Erschütterungen, von der Erregung des Kampfes. Denn alle, die da schreiben — Wassili Großmann, Michail Bragin, Ernst Fischer, Konstantin Simonow, W. Kuprin, D. Akulschin, Generalleutnant A. Rodin, J. Dolmatowski, Major W. Welitschko, Nikolai Tichonow, Johannes R. Becher — sie waren dabei, mitten drin in der Not, der Beharrung und der Zerstörung, in Explosionen, Straßen-, Häuser- und Zimmerkampf, in ständiger Lebensgefahr einer Defensive und Offensive, darin höchster Heldennut zu einer alltäglichen Sache wurde.

Wir sehen das alte armselige Zaryzin mit seinen kümmerlichen Holzhäusern, die einst an diesem Ort standen, sehen an seiner Stelle Stalingrad werden: eine riesige, sechzig Kilometer lange Licht-

(Fortsetzung auf hinterer Klappe)

STEINBERG VERLAG ZÜRICH

girlande am Ufer der Wolga: die Stadt der Arbeit, des Könnens, des Wissens und einer unbegrenzten Weite. Wir sehen die Wolgaschlepper der alten Gesänge — und plötzlich liegt über dem Bild der Feuerschein der aus tausend Häusern brennenden Stadt. Barrikaden wachsen. Und in den lodernden, brüllenden Flammen verteidigen Arbeits- und Landsturmlaute die Heimat. Ein Werkmeister führt seine Abteilung, ein Universitätsprofessor und Dekan die seine; Betriebsarbeiter, von einem alten Gießer geführt, verteidigen ihre Arbeitsstätte, fallen im Handgemenge. Menschen werden verschüttet, graben sich wieder aus, kämpfen und arbeiten weiter — unendlich lang, ohne Schlaf, oft ohne Nahrung, ohne Verbindung miteinander — sie erarbeiten sich den Sieg.

Jeder politisch Interessierte, jeder Offizier und jeder Soldat, der einmal das Gewehr in der Hand hielt, seine Heimat zu schützen, wird dies Buch mit brennendem Interesse lesen, jede freiwillige Helferin wird hingerissen die Taten ihrer russischen Schwestern und erschüttert ihr Leiden erfahren.

Die Taten, die hier von atemlosen, glühenden Mitkämpfern verzeichnet sind, bedürfen keiner «Propaganda» — sie stehen mit ehernen Lettern im Buch der Geschichte.

STEINBERG VERLAG ZÜRICH

STALINGRAD

Die ersten authentischen Berichte der russischen
Generäle Rokossowski * Woronow * Telegin
Malinin sowie russischer Kriegsberichterstatter

STEINBERG VERLAG ZÜRICH

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1945 by Steinberg Verlag Zürich
Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Von dem Werk «Stalingrad» wurde eine Sonderausgabe für die Mitglieder der «Gesellschaft zur Förderung und Pflege normaler Beziehungen zwischen der Schweiz und der Sowjunion» hergestellt.

INHALTSVERZEICHNIS

Ergebnisse der sechswöchigen Angriffskämpfe russischer Truppen im Vorgelände von Stalingrad	9
Die Liquidierung der eingekesselten faschistischen deutschen Truppen im Raum von Stalingrad geht ihrem Ende entgegen	20
Die Liquidierung der westlich der Stadtmittle von Stalingrad eingekesselten Gruppe faschistischer deutscher Truppen ist beendet	29
Die Liquidierung der im Raum von Stalingrad eingekesselten faschistischen deutschen Truppen endgültig abgeschlossen	34
Gefechtsbericht des, Stabs der Donfront	37
MICHAEL BRAGIN: Die grosse Schlacht bei Stalingrad	40
WASSILI GROSSMANN: Zarizyn – Stalingrad	71
ERNST FISCHER: Stalingrad.....	83
KONSTANTIN SIMONOW: Tage und Nächte.....	90
WASSILI GROSSMANN: Stalingrad verteidigt sich	
I. In der Richtung des Hauptstosses	108
II. Die Wolgafähre	131
W. KUPRIN / D. AKULSCHIN: Ein Haus wird gestürmt	146
Generalleutnant A. RODIN: Der Vorstoss der Panzertruppen in den Rücken des Gegners.....	159
WASSILI GROSSMANN: Stalingrad greift an	
I. Der Beginn	176
II. Stalingrad von Heute	186
III. Die Armee	199
J. DOLMATOWSKI: Der Ring hat sich geschlossen	216
MAYOR W. WELITSCHKO: Die zweiundsechzigste Armee	228
NIKOLAI TICHONOW: Ein klassischer Fall	246
JOHANNES R. BECHER: Dank an Stalingrad	251

Ergebnisse der sechswöchigen Angriffskämpfe unserer Truppen im Vorgelände von Stalingrad

Mitte September 1942 wurden die faschistischen deutschen Truppen von der Roten Armee bei Stalingrad zum Stehen gebracht.

Der Verlauf des Krieges hat gezeigt, dass der strategische Plan des deutschen Kommandos, der darin bestand, Stalingrad einzunehmen, den zentralen europäischen Teil der Sowjetunion vom Hinterland, dem Wolga- und Uralgebiet abzuschneiden, Moskau einzukreisen und zu nehmen, auf Sand gebaut war und die eigenen realen Kräfte sowie die Sowjetreserven nicht richtig in Rechnung gestellt hatte.

Der direkte Gegensatz dazu war der vom Oberkommando der Roten Armee aufgestellte strategische Plan, die faschistischen deutschen Truppen bei Stalingrad einzukesseln und zu zerschmettern.

Dieser Plan wurde in den Monaten November-Dezember 1942 von den Truppen der Roten Armee in drei Etappen verwirklicht.

I

Erste Etappe – Angriff der Sowjettruppen nordwestlich und südwestlich von Stalingrad

Am 19. November ging die Rote Armee mit den Kräften der Südwest-, der Don- und der Stalingrader Front zum Angriff über und versetzte dem Feinde einen wuchtigen Schlag.

Den Sowjettruppen, die nordwestlich und südwestlich von Stalingrad operierten, war vom Oberkommando der Roten Armee die Aufgabe gestellt worden, die Flankengruppen der faschistischen deutschen Truppen im Vorgelände von Stalingrad zu zerschlagen und durch eine Umfassungsbewegung die Hauptmasse der vor Stalingrad stehenden Verbände der feindlichen Armee einzukesseln. Dieses Ziel wurde durch die geschickten Operationen der Truppenteile der Roten Armee und ihres Kommandobestandes erreicht.

Im Lauf der Offensive zerschlugen die Truppen der Roten Armee folgende Verbände des Gegners: die 1., die 2., die 5., die 6., die 9., die 13., die 14. und die 15. rumänische Infanteriedivision, die rumänische 7. Kavallerie- und 1. Panzerdivision sowie die 44., die 376., die 384. deutsche Infanteriedivision und die 22. deutsche Panzerdivision. Ausserdem wurden drei

deutschen Infanteriedivisionen schwere Verluste beigebracht. In diesen Kämpfen vernichteten die Truppen der Roten Armee 95'000 Soldaten und Offiziere des Gegners und nahmen 72'400 Mann gefangen. Die Truppen der Roten Armee brachten reiche Beute ein, darunter: 134 Flugzeuge, 1'792 Panzer, 2'232 Geschütze, 7'306 Kraftfahrzeuge sowie eine grosse Anzahl von Granatwerfern, Maschinengewehren, Maschinenpistolen, Panzerbüchsen, viel Munition und sonstiges Heeresgut.

In der gleichen Zeit vernichteten die Truppen der Roten Armee: 826 Flugzeuge, 548 Panzer, 934 Geschütze, 3'190 Kraftfahrzeuge und viel anderes Heeresgut.

Bei der Offensive der Sowjettruppen nordwestlich und südwestlich von Stalingrad rückte die Rote Armee 70-150 Kilometer vor und befreite 213 Ortschaften.

Durch den erfolgreichen Durchbruch und die Offensive der Sowjettruppen im Raum von Stalingrad wurden folgende Verbände und Truppenteile der Deutschen eingekesselt: die 14., die 16. und die 24. Panzerdivision, die 3., die 29. und die 60. motorisierte Division, die 71., die 76., die 79., die 94., die 100., die 113., die 295., die 297., die 305., die 371., die 389; deutsche Infanteriedivision und die 20. rumäni-

sche Infanteriedivision, die 1. rumänische Kavalleriedivision sowie die Reste der 44., der 376. und der 384. deutschen Infanteriedivision, die beim Vormarsch der Sowjettruppen im Raum von Stalingrad aufgerieben worden waren. Außerdem wurden eingekesselt: das 44., das 46. und das 61. Artillerieregiment der Reserve der Obersten Heeresleitung der Deutschen, das 12., das 25., das 37. und das 104. Flakregiment, das 53. Granatwerfer-Regiment sowie das 50., das 162., das 294. und das 336. Pionierbataillon.

Das sind die Ergebnisse der Kämpfe in der ersten Etappe des Angriffs der Sowjettruppen im Vorgelände von Stalingrad.

II

Zweite Etappe – Angriff der Sowjettruppen im Raum des mittleren Don

Nachdem die Rote Armee die faschistischen deutschen Truppen bei Stalingrad eingekesselt und somit die ihr vom Oberkommando gestellte Aufgabe mit Erfolg gelöst hatte, versetzte sie in der Zeit vom 16. bis zum 30. Dezember dem Feind einen neuen Schlag im Raum des mittleren Don.

Den Sowjettruppen, die im Gebiet des mitt-

leren Don angriffen, war vom Oberkommando der Roten Armee das Ziel gestellt worden, die Verteidigungslinie des Gegners im Raum von



Nowaja Kalitwa-Monastyrchtschina zu durchbrechen, der faschistischen deutschen Armee, die im grossen Donbogen operierte, in den Rücken zu fallen und dadurch den feindlichen Truppen, die bei Stalingrad eingekesselt waren, die Möglichkeit zu nehmen, durchzubrechen oder von aussen Hilfe zu erhalten.

Dieses Ziel des Angriffs im Raum des mittleren Don wurde durch die geschickten Opera-

tionen der Truppenteile und des Kommandos der Roten Armee voll erreicht.

In den Kämpfen im Raum des mittleren Don rückte die Rote Armee 150-200 Kilometer vor. 1246 Ortschaften wurden befreit. Im Lauf der Angriffskämpfe zerschlugen die Sowjettruppen folgende Verbände des Gegners: die 62., die 294., die 298., die 306. und die 385. deutsche Infanteriedivision sowie die 11. deutsche Panzerdivision; die italienischen Infanteriedivisionen: die 3. Division «Ravenna», die 3. Division «Celere», die 5. Division «Cassaria», die 2. Division «Sforresco», die 9. Division «Pasubio», die 52. Division «Torino» und die 1. Brigade der Schwarzhemden sowie die 7. und die 11. rumänische Infanteriedivision. Ausserdem wurden vier Divisionen des Gegners grosse Verluste beigebracht. Die feindlichen Truppen verloren in diesen Kämpfen 59'000 Mann allein an Toten. 60'050 Soldaten und Offiziere des Gegners wurden gefangengenommen. Die Sowjettruppen brachten reiche Beute ein, darunter: 368 Flugzeuge, 178 Panzer, 1'927 Geschütze, 7'414 Kraftfahrzeuge sowie eine grosse Anzahl von Granatwerfern, und sonstiges Heeresgut.

Ausserdem wurden von den Sowjettruppen vernichtet: 117 Flugzeuge, 172 Panzer, 268 Ge-

schütze, mehr als 1'000 Kraftfahrzeuge und eine grosse Menge sonstigen Heeresgutes.

Das sind die Ergebnisse der Kämpfe in der zweiten Etappe des Angriffs der Sowjettruppen im Vorgelände von Stalingrad.

III

Dritte Etappe – Angriff der Sowjettruppen südlich von Stalingrad

Nachdem das deutsche Kommando seine Truppen vor Stalingrad in eine Sackgasse geführt und sie in eine katastrophale Lage gebracht hatte, unternahm es den verzweifelten Versuch, seine von der Roten Armee vor Stalingrad eingekesselten Truppen zu befreien. Zu diesem Zweck konzentrierte der Gegner im Raum nördlich von Kotelnikowo eine starke Gruppierung von Truppen und begann am 12. Dezember Angriffsoperationen gegen unsere Truppen.

Den Sowjettruppen, die südlich von Stalingrad operierten, war vom Oberkommando der Roten Armee die Aufgabe gestellt worden, die neue Stossgruppe des Gegners zu zerschlagen, die Deutschen südwärts zurückzuwerfen und ihnen die letzte Möglichkeit zu nehmen, sich zu den bei Stalingrad eingekesselten Divisionen durchzuschlagen.

Dieses Ziel wurde in der dritten Etappe des Angriffs der Sowjettruppen südlich von Stalingrad erreicht.

In den Angriffskämpfen im Raum südlich von Stalingrad rückten die Sowjettruppen 100 bis 150 Kilometer vor und befreiten mehr als 130 Ortschaften. Im Verlauf der Kämpfe vom 12. bis zum 30. Dezember zerschlugen die Sowjettruppen: die 6., die 17., die 23. Panzerdivision und die 16. mot. Division der Deutschen, die 4. und die 18. Infanterie- sowie die 5. und die 8. Kavalleriedivision der Rumänen. Die faschistischen deutschen Truppen verloren 21'000 Mann allein an Toten. 5'200 Soldaten und Offiziere des Gegners wurden gefangenegenommen. Unter der reichen Kriegsbeute, die von den Sowjettruppen eingebracht wurde, befinden sich: 40 Flugzeuge, 94 Panzer, 292 Geschütze, 329 Kraftfahrzeuge und eine grosse Menge anderer Waffen sowie Heeresgut der Luft- und Panzerwaffe.

In den Kämpfen vernichteten die Sowjettruppen: 306 Flugzeuge, 467 Panzer, 257 Geschütze, 945 Kraftfahrzeuge und viel sonstiges Heeresgut.

Das sind die Ergebnisse der Kämpfe in der dritten Etappe des Angriffs der Sowjettruppen.

So wurde in drei Etappen der Plan des

Oberkommandos der Roten Armee verwirklicht, die faschistischen deutschen Truppen im Vorgelände von Stalingrad einzukesseln und zu zerschmettern.



In den sechswöchigen Kämpfen im Vorgelände von Stalingrad befreiten die Truppen der Roten Armee 1'589 Ortschaften von den faschistischen deutschen Okkupanten. In den Angriffskämpfen seit dem 19. November 1942 führte die Rote Armee in kurzer Zeit eine höchst schwierige Operation erfolgreich durch, indem sie 22 Divisionen des Gegners im Raum von Stalingrad in einen eisernen Ring einschloss. Insgesamt zerschlug die Rote Armee 36 Divisionen, darunter sechs Panzerdivisionen, und brachte sieben Divisionen des Gegners schwere Verluste bei. In dieser Zeitspanne verloren die faschistischen deutschen Truppen 175'000 Soldaten und Offiziere an Toten. Die Truppen der Roten Armee nahmen 137'650 Soldaten und Offiziere des Gegners gefangen. Die Sowjettruppen erbeuteten: 542 Flugzeuge, 2'064 Panzer, 4'451 Geschütze, 2'734 Granatwerfer, 8'161 Maschinengewehre, 15'954 Maschinenpistolen, 3'703 Panzerbüchsen, 137'850 Gewehre, mehr als 5 Millionen Geschosse, über 50 Millionen Pa-

tronen, 2'120 Waggons, 46 Lokomotiven, 434 Munitions-, Waffen- und Proviantlager, 15'049 Kraftfahrzeuge, 15'783 Pferde, 3'228 Krafträder und eine grosse Menge sonstigen Heeresgutes.

In dieser Zeit vernichteten die Sowjettruppen: 1'249 deutsche Flugzeuge, 1'187 Panzer, 1'459 Geschütze, 755 Granatwerfer, 2'708 Maschinengewehre, 5'135 Kraftfahrzeuge und eine grosse Menge sonstigen Heeresgutes.

Der Plan des Oberkommandos der Roten Armee, die Stalingrader Heeresgruppe des Gegners zu zerschlagen und einzukesseln, wurde in die Tat umgesetzt unter Führung des Oberbefehlshabers der Südwestfront Generaloberst N. F. Watutin, des Oberbefehlshabers der Stalingrader Front Generaloberst A. I. Jeremenko, des Oberbefehlshabers der Donfront Generalleutnant K. K. Rokossowski, des Oberbefehlshabers der Woroneshfront Generalleutnant F. I. Golikow, unter der Gesamtleitung der Vertreter des Hauptquartiers: des Generals der Armee G. K. Shukow, des Generaloberst A. M. Wassilewski und des Generaloberst der Artillerie N. N. Woronow.

In den Kämpfen zeichneten sich aus: die Truppen des Generalleutnants P. I. Batow, des Generalleutnants W. I. Kusnezow, des Generalleutnants D. D. Leljuschenko, des Generalleut-

nants R. J. Malinowski, des Generalleutnants M. M. Popow, des Generalleutnants P. L. Romanenko, des Generalmajors I. M. Tschistjakow, des Generalmajors F. I. Tolbuchin, des Generalmajors N. I. Trufanow und des Generalleutnants F. M. Charitonow.

Ausserdem zeichneten sich in den Kämpfen aus: die Panzer- und motorisierten Korps unter dem Befehl des Generalleutnants der Panzertruppen W. M. Badanow, des Generalleutnants der Panzertruppen P. A. Rotmistrow, des Generalmajors I. N. Russijanow, des Generalmajors der Panzertruppen W. T. Wolski, des Generalmajors der Panzertruppen P. P. Polubojarow, des Generalmajors der Panzertruppen P. P. Pawlow, des Generalmajors der Panzertruppen A. G. Rodin, des Generalmajors der Panzertruppen W. W. Butkow, des Generalmajors der Panzertruppen T. I. Tanastschischin, des Generalmajors M. W. Wolkow und des Generalmajors K. W. Swiridow.

Der Erfolg der Sowjettruppen vor Stalin-grad wurde gefördert durch die Fliegerverbände des Generalleutnants der Luftwaffe S. A. Krassowski, des Generalmajors der Luftwaffe T. T. Chrjukin und des Generalmajors der Luftwaffe L. G. Rudenko, die unter der Gesamtleitung der Vertreter des Hauptquartiers,

des Generalleutnants der Luftwaffe A. A. Nowikow und des Generalleutnants der Luftwaffe F. J. Falalejew, operierten.

Sondermeldung vom 31. Dez. 1942

Die Liquidierung der eingekesselten faschistischen deutschen Truppen im Raum von Stalingrad geht ihrem Ende entgegen

Die Ergebnisse der sechswöchigen Angriffskämpfe der Roten Truppen im Vorgelände von Stalingrad: Die Rote Armee führte während der Offensive seit dem 19. November 1942 in kurzer Frist eine äusserst schwierige Operation erfolgreich durch, indem sie 22 Divisionen des Gegners im Raum von Stalingrad in einen festen Ring einschloss. Unter den eingekesselten feindlichen Truppen befinden sich drei Panzerdivisionen, drei motorisierte Divisionen, fünfzehn Infanteriedivisionen und eine Kavalleriedivision. Ausserdem wurden drei Artillerieregimenter der Reserve des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht, vier Flak-Regimenter, ein Granatwerfer-Regiment und vier Pionierbataillone eingekesselt.

Bei Beginn der Operationen der Sowjettruppen nordwestlich und südwestlich von Stalingrad

zählten die vor Stalingrad operierenden deutschen Truppen mit den Armee- und Korps-Etappenformationen an die 200'000-220'000 Mann. Seit dem 23. November 1942 sind diese Truppen vollständig eingekesselt.

Bereits vor der völligen Einkesselung der faschistischen deutschen Truppen vor Stalingrad wurden von der Roten Armee die 44., die 376. und die 384. deutsche Division, deren Reste sich jetzt unter den eingekesselten feindlichen Truppen befinden, vollständig aufgerieben. In den letzten Wochen vernichteten die Sowjettruppen durch systematische Bombardierung aus der Luft, durch mächtiges Artilleriefeuer und durch Angriffe der Landtruppen eine grosse Anzahl von Soldaten und Offizieren der eingekesselten Gruppierung des Feindes.

Ausserdem sind die eingekesselten faschistischen deutschen Truppen durch die Abschneidung der Zufuhrwege für die Verproviantierung in einen katastrophalen Zustand geraten. Die eingekesselten deutschen Soldaten erhalten nur 100-150 Gramm Brot pro Kopf und Tag. In mehreren eingekesselten Truppenteilen der Hitlerarmee sind bereits die Kadaver der krepierenden Pferde aufgegessen worden. Der Versuch des deutschen Oberkommandos, seinen Truppen Proviant mit Hilfe von Transport-

flugzeugen heranzuschaffen, ist gescheitert. Vom 19. November bis zum 10. Januar wurden bei Stalingrad mehr als 600 Transportflugzeuge abgeschossen. Infolge des Hungers und der Erschöpfung greifen unter den Soldaten Epidemien um sich. Die Feldlazarette können schon längst nicht mehr alle Verwundeten und Kranken fassen. Überdies besitzen die deutschen Soldaten vor Stalingrad keine Winterkleidung. Die Todesfälle durch Erfrieren nehmen mit jedem Tag zu. Nach Aussagen von Gefangenen sterben an Erschöpfung und Erfrierung im Felde täglich 400-500 Soldaten, und insgesamt verlieren die deutschen Truppen, die vor Stalingrad, eingekesselt sind, nicht weniger als 1'500 Soldaten am Tag.

Aus allen diesen Gründen haben die faschistischen deutschen Truppen in der Zeit ihrer Einkesselung vor Stalingrad schwere Verluste an Menschen erlitten. Gegenwärtig zählen die eingekesselten faschistischen deutschen Truppen nicht mehr als 70'000-80'000 Mann.

Das Sowjetoberkommando hat in Person des Vertreters des Hauptquartiers des Oberkommandos der Roten Armee, des Generalobersten der Artillerie N. N. Woronow, und des Oberbefehlshabers der Truppen der Donfront,

des Generalleutnants K. K. Rokossowski, zur Vermeidung unnötigen Blutvergiessens am 8. Januar 1943 dem Kommando sowie dem gesamten Offiziers- und Mannschaftsbestand der vor Stalingrad eingekesselten deutschen Truppen folgendes Ultimatum gestellt:

«An den Befehlshaber der deutschen 6. Armee, Generaloberst Paulus, oder seinen Stellvertreter und an den gesamten Offiziers- und Mannschaftsbestand der eingekesselten deutschen Truppen vor Stalingrad.

Die deutsche 6. Armee, die Verbände der 4. Panzerarmee und die ihnen zwecks Verstärkung zugeteilten Truppeneinheiten sind seit dem 23. November 1942 vollständig eingeschlossen.

Die Truppen der Roten Armee haben diese deutsche Heeresgruppe in einen festen Ring eingeschlossen. Alle Hoffnungen auf Rettung Ihrer Truppen durch eine Offensive des deutschen Heeres vom Süden und Südwesten her haben sich nicht erfüllt: die Ihnen zur Hilfe eilenden deutschen Truppen wurden von der Roten Armee geschlagen, und die Reste dieser Truppen weichen nach Rostow zurück.

Die deutsche Transport-Luftflotte, die Ihnen eine Hungerration an Lebensmitteln, Munition und Treibstoff zustellte, ist durch den erfolg-

reichen und raschen Vormarsch der Roten Armee gezwungen worden, oft die Flugplätze zu wechseln und aus grosser Entfernung den Bereich der eingekesselten Truppen anzufliegen.' Hinzu kommt noch, dass die deutsche Transport-Luftflotte durch die russische Luftwaffe Riesenverluste an Flugzeugen und Besatzungen erleidet. Ihre Hilfe für die eingekesselten Truppen wird unreal.

Die Lage Ihrer eingekesselten Truppen ist schwer, sie leiden unter Hunger, Krankheiten und Kälte. Der grimmige russische Winter hat kaum erst begonnen. Starke Fröste, kalte Winde und Schneestürme stehen noch bevor, Ihre Soldaten aber sind nicht mit Winterkleidung versorgt und befinden sich in schweren sanitätswidrigen Verhältnissen.

Sie, als Befehlshaber, und alle Offiziere der eingekesselten Truppen verstehen ausgezeichnet, dass Sie über keine realen Möglichkeiten verfügen, den Einschliessungsring zu durchbrechen. Ihre Lage ist hoffnungslos und weiterer Widerstand sinnlos.

In den Verhältnissen einer aussichtslosen Lage, wie sie sich für Sie herausgebildet hat, schlagen wir Ihnen zur Vermeidung unnötigen Blutvergiessens vor, folgende Kapitulationsbedingungen anzunehmen: 1. Alle eingekesselten

deutschen Truppen, mit Ihnen und Ihrem Stab an der Spitze, stellen den Widerstand ein; 2. Sie übergeben organisiert unserer Verfügungsgewalt sämtliche Wehrmachtsangehörige, die Waffen, die gesamte Kampfausrüstung und das ganze Heeresgut in unbeschädigtem Zustand.

Wir garantieren allen Offizieren und Soldaten, die den Widerstand einstellen, Leben und Sicherheit und nach Beendigung des Krieges Rückkehr nach Deutschland oder in ein beliebiges Land, wohin die Kriegsgefangenen zu fahren wünschen.

Allen Wehrmachtsangehörigen der sich ergebenden Truppen werden Militäruniform, Rangabzeichen und Orden, persönliches Eigentum und Wertsachen, dem höheren Offizierskorps auch die Degen belassen.

Allen sichergebenden Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten wird sofort normale Verpflegung sichergestellt.

Allen Verwundeten, Kranken und Frostgeschädigten wird ärztliche Hilfe erwiesen werden.

Es wird erwartet, dass Ihre Antwort am 9. Januar 1943 um 10 Uhr 00 Minuten Moskauer Zeit in schriftlicher Form übergeben wird durch einen von Ihnen persönlich ernannten Vertreter, der in einem Personenkraftwagen mit weisser Flagge auf der Strasse nach der Aus-

weichstelle Konny, Station Kotlubanj, zu fahren hat Ihr Vertreter wird von russischen bevollmächtigten Kommandeuren im Bezirk ‚B‘ 0,5 Kilometer südöstlich der Ausweichstelle 564, am 9. Januar 1943 um 10 Uhr 00 Minuten empfangen werden.

Sollten Sie unseren Vorschlag, die Waffen zu strecken, ablehnen, so machen wir Sie darauf aufmerksam, dass die Truppen der Roten Armee und der Roten Luftflotte gezwungen sein werden, zur Vernichtung der eingekesselten deutschen Truppen zu schreiten, für ihre Vernichtung aber werden Sie die Verantwortung tragen.

Der Vertreter des Hauptquartiers des
Oberkommandos der Roten Armee,
Generaloberst der Artillerie
Woronow

Der Oberbefehlshaber
der Truppen der Donfront,

Generalleutnant
Rokossowski“

Das Kommando der bei Stalingrad eingekesselten faschistischen deutschen Truppen lehnte das Ultimatum des Sowjet-Oberkommandos ab.

Infolgedessen begannen die Truppen der Roten Armee am 10. Januar den Generalangriff auf die im Raum von Stalingrad eingekesselten

deutschen Truppen. In sieben Tagen angespannter Kämpfe rückten die Sowjettruppen, den Ring um die eingekesselten Truppen immer enger schliessend, in einzelnen Richtungen 20 bis 35 Kilometer vor und besetzten die wichtigen befestigten Widerstandszentren Marinowka, Atamanski, Woroschilow-Lager, Karpowka, Shironoklejewka, Gospitomnik, Sineokowski, Nowy Rogatschik, Stary Rogatschik, Pestschany Karjer, Bereslawski, Skljarow, Rakotino, Krawzow, Zybenko, Jelchi, Alexejewka, Pitomnik, Dubinin, Malaja Rossoschka, Sapadnowka, Borodin, Sowchos Nr. 1, Baburkin, Nowo-Alexejewski, Dmitrijewka, Poltawski, Otorwanowka, Solowjow und die Eisenbahnstationen Bassargino, Karpowskaja und Prudboj.

Von der Sowjetartillerie und von Granatwerfern wurden in den sieben Tagen des Angriffs 1526 befestigte Widerstandsnester und Unterstände, 75 ausgebaute Beobachtungsstellen zerstört sowie 317 Geschütz- und Granatwerferbatterien des Feindes im Kampfe zum Schweigen gebracht.

Die Truppen der Roten Armee haben ein Gebiet von 565 Quadratkilometern vom Feind gesäubert.

Während des Angriffs vom 10. bis zum 16. Januar haben die Sowjettruppen 6'896 deutsche

Soldaten und Offiziere gefangengenommen.

In der gleichen Zeit wurden erbeutet:

371 Flugzeuge, 514 Panzer, 941 Geschütze verschiedenen Kalibers, 470 Granatwerfer, darunter 50 sechsläufige, 1'950 Maschinengewehre, 16'308 Gewehre, 15'551 Kraftfahrzeuge, 1'387 Krafträder, 67 Raupenschlepper und Transportwagen, 1'408 Fuhrwerke mit Heeresgut, 54 Funkanlagen, 3 Panzerzüge, 10 Lokomotiven, 100 Waggons, 63 Munitions- und Waffenlager sowie grosse Mengen von Geschossen, Flugzeughbomben, Minen, Granaten, Gewehrpatronen und anderem Heeresgut.

Vernichtet wurden: 75 Flugzeuge, 174 Panzer, 416 Geschütze verschiedenen Kalibers, 140 Granatwerfer, 769 Maschinengewehre, 414 Kraftfahrzeuge und 9 verschiedene Lager.

In sieben Kampftagen verlor der Feind allein an Toten mehr als 25'000 Soldaten und Offiziere. Der Durchbruch der feindlichen Verteidigungslinien wurde von den Kräften der Donfront unter dem Befehl des Generalobersten K. K. Rokossowski durchgeführt. Die Organisation des Artillerieangriffs leitete der Vertreter des Hauptquartiers des Oberkommandos, Generaloberst der Artillerie N. N. Woronow.

In den Kämpfen zeichneten sich aus: die

Truppen des Generalmajors I. M. Tschistjakow, des Generalmajors F. I. Tolbuchin, des Generalleutnants P. I. Batow, des Generalleutnants M. S. Schumilow, des Generalmajors I. W. Galanin, des Generalleutnants W. I. Tschujkow und des Generalmajors A. S. Shadow.

Sondermeldung vom 16. Januar 1943

**Die Liquidierung der westlich der Städte
mitte von Stalingrad eingekesselten
Gruppe faschistischer deutscher Truppen
ist beendet**

Die Sowjettruppen der Donfront haben in den Kämpfen vom 27. bis 31. Januar die Liquidierung der westlich der Stadtmitte eingekesselten Gruppe faschistischer deutscher Truppen beendet.

Im Verlauf der Kämpfe sowie durch die Aussagen gefangengenommener deutscher Generäle konnte festgestellt werden, dass am 23. November 1942 im Raum von Stalingrad nicht weniger als 330'000 Mann gegnerischer Truppen eingekesselt wurden, die Etappen-, Strassenbau- und Polizeitruppen mit eingerechnet, und nicht 220'000 Mann, wie früher mitgeteilt worden war.

Bekanntlich verloren die bei Stalingrad eingekesselten deutschen Truppen in der Zeit vom 23. November bis zum 10. Januar durch russi-

sches Artilleriefeuer, systematische Luftbombardements, durch die Angriffe der russischen Landtruppen sowie durch Hunger, Frost und Krankheiten an 140'000 Mann. Folglich zählten die bei Stalingrad eingekesselten deutschen Truppen im Augenblick des Generalangriffs der Russen am 10. Januar 1943 zusammen mit den ihnen zur Verstärkung zugeteilten Truppenteilen, den Formationen der O. T., den Polizeitruppen und den Armee- und Korps-Etappenformationen nicht weniger als 190'000 Mann.

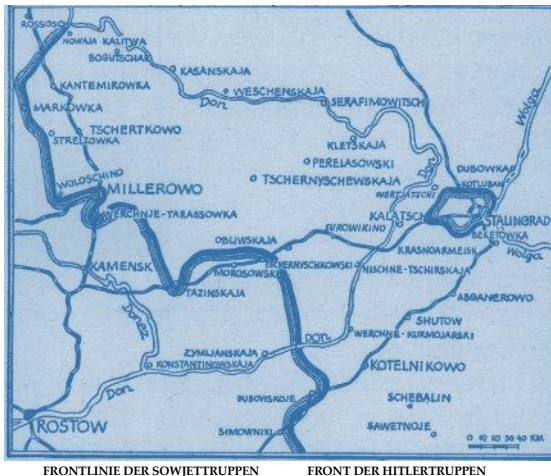
Diese Berechnung bestätigte der stellvertretende Generalquartiermeister der deutschen 6. Armee, Oberst von Kulowski, welcher aussagte, dass die Gesamtstärke der bei Stalingrad eingekesselten deutschen Truppen am 10. Januar einschliesslich der Etappenformationen 195'000 Mann betragen habe.

Im Lichte dieser Angaben gewinnt der Sieg der Sowjettruppen bei Stalingrad noch grössere Bedeutung.

In der Zeit vom 27. zum 31. Januar hat sich die Zahl der Gefangenen um 18'000 Soldaten und Offiziere erhöht; insgesamt haben die Sowjettruppen während des Generalangriffs auf die eingekesselten Verbände des Gegners 46'000 Soldaten und Offiziere gefangengenommen.

Am heutigen Tage haben die Sowjettruppen

den Oberbefehlshaber der Stalingrader Heeresgruppe, die aus der 6. Armee und der 4. Panzerarmee bestand, Generalfeldmarschall Paulus samt seinem Stab und dem Stabschef Generalleutnant Schmidt gefangengenommen. Den Rang eines Feldmarschalls hatte Paulus erst vor wenigen Tagen erhalten.



Ausserdem wurden die folgenden Generäle gefangengenommen: 1. der Kommandeur des 14. Panzerkorps Generalleutnant Schlemmer; 2. der Kommandeur des 51. A. K. Generalleutnant Seidlitz; 3. der Kommandeur des 4. A. K. Generalleutnant der Artillerie Pfeffer; 4. der Kom-

mandeur der 100. leichten I. D. Generalleutnant Sanne; 5. der Kommandeur der 29. mot. I. D. Generalleutnant Leiser; 6. der Kommandeur der 295. I. D. Generalleutnant Korfes; 7. Der Kommandeur der 297. I. D. Generalmajor Moritz von Drebber; 8. der Kommandeur der 376. I. D. Generalleutnant von Daniel; 9. der Kommandeur der 44. I. D. Generalleutnant Dubois; 10. der Artilleriekommandeur des 4. A. K. Generalmajor Wolt 11. Der Artilleriekommandeur des 51. A. K. Generalmajor Ulrich; 12. der Kommandeur der rumänischen 20. I. D. Brigadegeneräl Dimitriu; 13. der Kommandeur der rumänischen 1. Kavalleriedivision General Bratescu; 14. der Chef des Sanitätswesens der 6. Armee Generalstabsarzt Otto Rinoldi.

Insgesamt sind demnach 16 Generäle gefangen genommen worden.

In Gefangenschaft gerieten ferner der stellvertretende Generalquartiermeister Oberst von Kulowski, der Kommandeur des I. R. 524, 297. I. D., Oberst Wilhelm Pickel, der Kommandeur des A. R. 297 Oberst Heinrich Vogt, der Kommandeur des I. R. 132, 44. I. D., Oberst Wegemann, der Kommandeur des 29. mot. Regiments Sigurd Bohle, der Chef des Stabes des 4. A. K. Oberst Kromme, der Stabschef der 295. I. D. Oberst Dissel, der Kommandeur des I. R. 91 der

rumänischen 20. I. D. Oberst Popescu und viele andere.

In Gefangenschaft gerieten ausserdem die Stäbe des 14. Panzerkorps, der 3. mot. I. D., der deutschen 297. und 376. sowie der rumänischen 20. I. D., die Stäbe der I. R. 44, 83, 132, 297, 523, 524, 534, 535, 536, der A. R. 39 und 40, des Armeenachrichtenregiments 549 und des Armeepionierbataillons.

Während des Generalangriffs auf die eingekesselten Verbände des Gegners vom 10. bis zum 30. Januar haben die Sowjettruppen nach unvollständigen Angaben mehr als 100'000 deutsche Soldaten und Offiziere vernichtet.

In der gleichen Zeit haben die Sowjettruppen erbeutet: 744 Flugzeuge, 1'517 Panzer, 6'523 Geschütze, 1'421 Granatwerfer, 7'489 Maschinengewehre, 76'887 Gewehre, 60'454 Kraftfahrzeuge, 7'341 Krafträder, 470 Traktoren und Schlepper, 5'700 Fallschirme, 304 Funkanlagen, 3 Panzerzüge, 575 Eisenbahnwagen, 48 Lokomotiven, 229 Munitions- und Waffendepots und eine grosse Menge anderen Heeresguts.

Sondermeldung vom 1. Februar 1943

Die Liquidierung der im Raum von Stalingrad eingekesselten faschistischen deutschen Truppen endgültig abgeschlossen

Heute am 2. Februar, haben die Sowjettruppen der Donfront die Liquidierung der im Raum von Stalingrad eingekesselten faschistischen deutschen Truppen endgültig abgeschlossen. Die Sowjettruppen brachen den Widerstand des nördlich von Stalingrad eingekesselten Feindes und zwangen ihn, die Waffen zu strecken. Damit ist der letzte Widerstandsherd des Gegners im Raum von Stalingrad niedergekämpft. Am 2. Februar 1943 hat die welthistorische Schlacht bei Stalingrad mit dem vollen Sieg der Sowjettruppen ihr Ende gefunden.

Während der letzten zwei Tage hat sich die Zahl der Gefangenen um 45'000 erhöht. Insgesamt haben die Sowjettruppen während der Kämpfe vom 10. Januar bis 2. Februar 91'000 deutsche Soldaten und Offiziere gefangenegenommen.

Am 2. Februar haben die Sowjettruppen den Kommandeur des 11. A. K. und Befehlshaber der nördlich von Stalingrad eingekesselten Gruppe deutscher Truppen, Generaloberst Strecker, und den Chef seines Stabs, Obersten im Generalstab Helmut Rosskurt zu Gefangenen gemacht.

folgenden Generäle der deutschen Armee gefangen genommen: 1. der Kommandeur des 8. A. K. Generaloberst Walter Heitz; 2. der Kommandeur der 76. I. D. Generalleutnant von Rodenburg; 3. der Kommandeur der 113. I. D. Generalleutnant Sixt von Arnim; 4. der Kommandeur der 24. Pz. D. Generalleutnant von Lenski; 5. der Kommandeur der 389. I. D. Generalmajor Martin Latmann; 6. der Kommandeur der westlich der Stadtmitte von Stalingrad eingekesselten Gruppe deutscher Truppen Generalmajor Raske; 7. Generalmajor Magnus.

Ausserdem wurden zu Gefangenen gemacht: der persönliche Adjutant des Generalfeldmarschalls Paulus Oberst Adam, der Kommandeur der 14. Pz. D. Oberst Ludwig, der Kommandeur des I. R. 227, 100. I. D., Oberst Franz Neu-becker, der Kommandeur des 2. Granatwerfer-Regiments Oberst Friedrich Neuer, der Kommandeur des A. R. der 29. mot. D. Oberst Günther Krag, der Stabschef des 8. A. K. Oberst Schnitzer, der Artillerieführer der rumänischen 1. Kavalleriedivision Oberst Maltopol, der Kommandeur des Pi. Regiments 13 beim 8. A. K. Oberst Schilling, der Stabschef des I. R. 76 Oberst Belogulat, der Kommandeur des Nachrichtenregiments 48 Oberst Karenetzki, der Kommandeur des A. R. 51, 376. I. D. Oberst

Schwarz der Kommandeur des I. R. 134,44.1. D., Oberst Boje, der Kommand. des A. R. 376 Oberst Fuhr, der Kommandeur des I. R. 576, 376. I. D., Oberst Schietesenf, der Kommandeur des A. R. 37 Oberst Wolt, der Kommandeur des A. R. 134, 44. I. D., Bosartur, der Kommandeur des I. R. 536, 376,1. D. Oberst Schlesinger, der Kommandeur des A. R. 627 Oberst Bäreneck, der Kommandeur des I. R. 767 Oberst Steidle, der Stabschef der 14. Pz. D. Oberst von Wolt, der Stabschef der 76. I. D. Oberst Bridhult, der Kommandeur des I. R. 54 Oberst Leber, Generalarzt Kaiser, der Kommandeur des I. R. 523, 297. I. D., Oberst Hans Libau und viele andere.

Insgesamt haben die Sowjettruppen in den Kämpfen bei Stalingrad 24 Generäle und mehr als 2'500 Offiziere gefangengenommen.

Während des Generalangriffs auf die eingekesselten Truppen des Gegners haben die Sowjettruppen vom 10. Januar bis 2. Februar nach unvollständigen Angaben folgende Beute eingebracht: 750 Flugzeuge, 1'550 Panzer, 6'700 Geschütze, 1'462 Granatwerfer, 8'135 Maschinengewehre, 90'000 Gewehre, 61'102 Kraftfahrzeuge, 7'369 Kraftfahräder, 480 Schlepper und Traktoren, 320 Funkanlagen, 3 Panzerzüge, 56 Lokomotiven, 1'125 Eisenbahnwagen, 235 Munitions- und Waffendepots und eine grosse Menge

anderen Heeresguts. Die Zählung der Beute dauert noch an.

So endete eine der grössten Schlachten der Kriegsgeschichte.

Sondermeldung vom 2. Februar 1943

Stab der Donfront, 2.11.1943, 18.30 Uhr
Moskau.

An den Obersten Befehlshaber der Streitkräfte
der Sowjetunion Genossen STALIN

Gefechtsbericht Nr. 0079-OP

In Erfüllung Ihres Befehls haben die Truppen der Donfront am 2.11.1943 um 16.00 Uhr die Zerschlagung und Vernichtung der eingekesselten Stalingrader Gruppierung des Gegners zum Abschluss gebracht.

Völlig vernichtet bzw. teilweise gefangengenommen sind: das 11. Armeekorps, das 8. Armeekorps, das 14. Panzerkorps, das 51. Armeekorps, das 4. Armeekorps und das 48. Panzerkorps mit einem Gesamtbestand von 22 Divisionen: die 44., 71., 76., 79., 94. und 100. leichte Infanteriedivision; die 113., 376., 295., 297., 305., 371., 384. und 389. Infanteriedivision; die 3., 29. und 60. motorisierte Division; die 14., 16. und 24. deutsche Panzerdivision; die 1. rumänische Kavallerie- und die 20. rumänische Infanteriedivision.

Ausserdem sind folgende zur Verstärkung zugeordneten Einheiten vernichtet:

a) Das 42., 44., 46., 59., 61., 65. und 72. Artillerieregiment der Heeresreserve; die 1. Abteilung des A. R. 97, die 43., 639., 733., 856., 855. und 861. Artillerieabteilung der Heeresreserve; die 243. Abteilung Sturmartillerie; das

2. und 51. Granatwerferregiment mit sechsläufigen Granatwerfern der Heeresreserve; die 9., 12., 25., 30., 37. und 91. Flakabteilung verschiedener Flakregimenter, deren übrige Abteilungen an anderen Fronten operieren.

b) Das 45., 71., 294., 336., 652.» 672., 685., 501. Pionierbataillon und 1 Pionierbataillon ohne Nummer.

c) Das 21., 40., 540. und 539. Baubataillon.

d) Das 6. Nachrichtenregiment und voraussichtlich das 594. Nachrichtenregiment.

e) Die 7. und 28. Abteilung des Artilleriemessdienstes.

f) Viele Brückenkolonnen und andere Hilfstrophen.

Es sind über 91'000 Gefangene gemacht worden, darunter mehr als 2'500 Offiziere und 24 Generäle. Unter den Generälen befinden sich: ein Generalfeldmarschall, zwei Generalobersten, bei den übrigen handelt es sich um Generalleutnants und Generalmajore.

Im Zusammenhang mit der völligen Liquidierung der eingekesselten Truppen des Gegners sind die Kampfhandlungen in der Stadt Stalingrad und im Bezirk Stalingrad eingestellt worden.

Das Zählen der Beute wird fortgesetzt.

Der Vertreter des Hauptquartiers
des Oberkommandos

Marschall der Artillerie

Woronow

Der Oberbefehlshaber
der Truppen der Donfront

Generaloberst

Rokossowski

Mitglied des Kriegsrates
der Donfront

Generalmajor

Telegin

Der Chef des Stabes
der Donfront

Generalleutnant

Malinin

Michail Bragin

Die grosse Schlacht bei Stalingrad

Die Schlacht bei Stalingrad ist beendet.

Jahre und Jahrzehnte werden vergehen. Der Heldenkampf bei Stalingrad wird studiert, beschrieben und besungen werden. Im Bewusstsein unseres Volkes wird er auf immer fortleben als Symbol seiner militärischen Macht, als Symbol des Heldentums der Sowjetmenschen, ihrer Liebe zur Heimat, ihres Hasses gegen den Feind. Für den Feind aber wird er das schwarze Gespenst der Niederlage und des Untergangs bleiben.

Diese Schlacht wird in den Kriegsakademien studiert werden als ein Beispiel standhafter Verteidigung, als ein in der Kriegsgeschichte einzig dastehendes Vorbild für den Strassenkampf. In diesem Kampf wurde dem gegen das Herz Stalingrads gerichteten feindlichen Hauptangriff zunächst die Spitze abgebrochen und dann wurde er zerschlagen. Dutzende von ausgesuchten Divisionen, bestimmt zum Vorstoss in die Tiefe unseres Landes, zum Schlag gegen Moskau, wurden zum Stehen gebracht; ihnen

wurde der Weg verlegt und sie verbluteten. Die Stalingrader Operation wird eines der glänzendsten Kapitel der Kriegsgeschichte bilden, eine Bereicherung für die Theorie der Kriegskunst.

Und in der Kriegsgeschichte wird unmittelbar nach der Beschreibung der Verteidigung Stalingrads geschildert werden, wie die Rote Armee von der Verteidigung zum Angriff überging, die Initiative an sich riss, 22 deutsche Divisionen abschnitt und einkesselte, und wie diese Schlacht dann auswuchs zum Kampf zwecks vollständiger Vernichtung der bei Stalingrad eingekesselten starken feindlichen Heeresgruppe, zu den Angriffskämpfen an den Ufern des Don, des Nördlichen Donez und des Manytsch.



Die nach Stalingrad vorgedrungenen deutschen Truppen hatten die Wolga erreicht und die Stadt im Halbkreis umfasst. Sämtliche Flussübergänge, welche die Stadt mit dem Gebiet jenseits der Wolga verbinden, hielten sie unter Feuer. Im November meldeten die Deutschen, ihnen bliebe nur noch das Fabrikviertel einzunehmen, in der Stadt selbst wäre ein Teil der russischen Truppen vollständig umzingelt, und in Kürze würden alle Bolschewiken in die Wol-

ga geworfen. Hitler selbst rühmte sich im Reichstag, er stünde fest an der Wolga. Seine Truppen gedächten in Sicherheit und Behaglichkeit zu überwintern. Man beabsichtigte, viele deutsche Divisionen herauszuziehen, sie im Hinterland zu reorganisieren und für eine neue Offensive aufzufüllen.

Allein die Rote Armee setzte den Kampf in Stalingrad fort und brachte den Deutschen enorme Verluste bei. Hitler war genötigt, immer neue Divisionen heranzuziehen und seine Reserven zu erschöpfen. Sogar eine gewisse Schwächung der Flanken musste das deutsche Oberkommando in Kauf nehmen. Es ging dabei davon aus, dass die linke Flanke der deutschen Truppen und das rückwärtige Etappengebiet durch den Don gedeckt wären; in dem Abschnitt zwischen Don und Wolga hatten sie die das Gelände beherrschenden Höhen besetzt und eine starke Verteidigungsstellung geschaffen; die rechte Flanke wurde durch das von den Deutschen besetzte Gebiet gesichert. Ausserdem ermöglichte das verzweigte Eisenbahn- und Strassennetz den Faschisten, mit den Reserven zu manövrieren, sie in der jeweils nötigen Richtung zu Gegenangriffen einzusetzen. Zu berücksichtigen ist ferner, dass der ganze Kampfschauplatz um Stalingrad eine Fülle von Flugplätzen auf-

weist, von wo aus die Deutschen durch massierte Schläge der Luftwaffe unsere Truppen bis zum Eintreffen der deutschen Reserven aufhalten konnten.

Aber bei all seinen Überlegungen und Berechnungen hat Hitler einen grundlegenden Fehler gemacht; er hat die Kräfte der Roten Armee unterschätzt und die der eigenen Truppen überschätzt. Hitler ging von der Voraussetzung aus, dass die 62. Armee ausserstande wäre, Stalingrad lange zu halten, und dass es nur noch einer letzten Anstrengung bedürfe, um sie in die Wolga zu werfen. Und Hitler, der zur Wolga und nach dem Kaukasus vorgedrungen war, ohne über die erforderlichen Voraussetzungen zu verfügen, liess sich dann auf ein strategisches Abenteuer ein und warf wie ein Vabanquespieler immer neue und neue Tausende deutscher Soldaten in die Stalingrader Knochenmühle.

Von Schwelle zu Schwelle, von Haus zu Haus, von einer Werkhalle zur anderen arbeiteten sich die Deutschen langsam vor, wobei sie im eigenen Blute erstickten. Sie setzten Panzer und Flammenwerfer ein, zogen von allen Fronten Pioniere zusammen, holten aus Deutschland eigens für den Strassenkampf ausgebildete Polizeitruppen heran. In einem Befehl wurde den Truppen erklärt, die Einnahme des Werkes «Roter Okto-

ber» sei die letzte Etappe des Krieges im Jahre 1942.

Die Kämpfer der 62. Armee unter dem Befehl des Generalleutnants Tschuikow fuhren fort, dem wütenden Ansturm des Feindes heldenhaft Widerstand zu leisten.

*

Das Oberkommando der Roten Armee arbeitete einen genialen strategischen Plan aus, der unseren Sieg gewährleistete.

Die strategische Voraussicht unseres Oberkommandos, eine gründliche Analyse der Lage, Verständnis für die Absichten des Gegners, all* das sprach dafür, dass ein Schlag im Raum von Stalingrad, wo Hitlers militärische Gelüste ihr Hauptziel hatten, wo sein Prestige auf dem Spiel stand und seine besten Divisionen eingesetzt waren, seitens des deutschen Oberkommandos Gegenmassnahmen grössten Stils hervorrufen würde. Darum galt es, Operationen solchen Umfangs ins Auge zu fassen und durchzuführen, die alle Versuche des Feindes unterbinden würden.

Die Ereignisse haben die Richtigkeit der Voraussicht des Oberkommandos der Roten Armee bestätigt, das nicht nur die Stalingrader Front, sondern auch andere Fronten in Bereitschaft

versetzte und den Vormarsch antreten liess. Das Oberkommando wählte solche Hauptangriffsrichtungen, die für den Erfolg der Operationen bestimmend waren.

Es wurde beschlossen, im Raum von Stalingrad durch konzentrische Schläge im grossen Donbogen (von Norden nach Südosten gegen Kalatsch und vom Ufer der Wolga südlich Stalingrads nach Nordwesten ebenfalls gegen Kalatsch) die Hitlertruppen an den Flanken der Stalingrader Heeresgruppe zu zerschlagen, in ihren Rücken zu gelangen und sie zu vernichten.

Es war eine äusserst schwierige Operation, die bevorstand. Das allgemeine Kräfteverhältnis war derart, dass nur durch eine geschickte Zusammenfassung der Stossgruppen das zahlenmässige Übergewicht für uns zu erreichen war. Das von Wolga, Don, Tschir und andern Flüssen durchschnittene Gelände bot besondere Schwierigkeiten. Das Überschreiten von Flüssen bedeutet stets eine komplizierte Aufgabe, die eine besondere Vorbereitung der Truppe erfordert. Im Raum von Stalingrad mussten unsere Truppen zweimal unter dem Feuer des Gegners den Don überschreiten, dabei das zweitemal in der Tiefe seines Verteidigungssystems. Die weitere Entfaltung der Operation sollte in dem Gebiet zwischen Wolga und Don erfolgen, wo die Trup-

pen durch diese Flüsse von ihren Nachschubformationen getrennt waren.

In der Kriegswissenschaft betrachtet man einen Durchbruch der feindlichen Verteidigung als eine sehr schwierige Aufgabe und einen Umfassungsangriff als ein Manöver, das an die Beweglichkeit und Ausbildung der Truppe grosse Anforderungen stellt. Eine Einkesselung des Feindes aber stellt sowohl an die Truppe wie an die Führung ausserordentlich hohe Anforderungen. Jede dieser Operationen an sich ist nur mit grosser Kunst durchführbar.

Vor Stalingrad aber folgte eine dieser Operationen der anderen, ergab sich die eine aus der anderen. Unmittelbar nach dem Flussübergang – der Durchbruch der Verteidigung. Nach dem Durchbruch der Verteidigung hatten die Truppen einen umfassenden Schlag zu führen und schliesslich den Gegner einzukesseln. All das erforderte von den Führern ein grosses operatives Können und ein Höchstmass an genauer Berechnung, denn der Vorstoss aus zwei Richtungen wurde von den Kräften dreier Fronten durchgeführt, und nur die völlige Koordination ihrer Operationen gewährleistete den Erfolg. Jede Verzögerung bei einer dieser Gruppierungen oder ein Misserfolg bei einer anderen würde die ganze Operation zum Scheitern bringen.

gen. Die Operationen spielten sich in einem grossen, durch das gegnerische Lager getrennten Raum ab.

Die Kriegsgeschichte kennt Beispiele der Einkesselung von Armeen, die im Kampf geschlagen worden waren und den Rückzug angetreten hatten. Es sind Fälle bekannt, wo Truppen in den Kessel gerieten in einem Gelände, das ihnen keine Möglichkeit bot, im Kampf zu manövrieren bzw. den Kampf abzubrechen. Im Raum von Stalingrad aber sollte eine Armee eingekesselt werden, die selbst im Angriff stand, und zwar auf einem für sie vorteilhaften Gelände. Hier waren kampffähige und kampferfahrene Truppen zu vernichten, welche von deutschen Generälen geführt wurden, die seit den ersten Kriegstagen gegen uns kämpften, die in Frankreich, Belgien und Polen gekämpft hatten. Viele von ihnen hatten am ersten Weltkrieg teilgenommen. Unter ihrem Befehl waren Divisionen und Armeekorps, die von der ersten Stunde des Krieges an im Kampf gegen uns standen.

Da war zum Beispiel das 8. deutsche Armeekorps. Seinen Raubzug in das Sowjetland hatte es am 22. Juni 1941 um 3.05 Uhr begonnen. Es war nach Grodno vorgedrungen, hatte Minsk, Smolensk, Gshatsk hinter sich gelassen; im Oktober 1941 waren ihm bei Borodino von

Einheiten unserer 29. Gardedivision und von unseren Panzerbrigaden wuchtige Schläge versetzt worden; nach der Niederlage der Deutschen vor Moskau wandte es sich zur Flucht, wurde hinter den Dnjepr zurückgezogen und lange Zeit für die Kämpfe im Jahre 1942 ausgebildet. Seite an Seite mit ihm focht die 16. Panzerdivision, die der Panzerarmee Kleist angehört hatte, die über Sokal, Dubno, Kirowgrad, Dnjepropetrowsk nach Rostow gezogen war, bei Rostow im November 1941 geschlagen wurde, und die dann – durch bittere Erfahrungen gewitzigt – wieder aufgefüllt worden war. Auch die 3. motorisierte Division, ein in Berlin formierter Verband, der zur Panzerarmee Guderian gehört hatte, war nach Stalingrad geworfen worden; sie hatte bei Moskau, Tula und Woronesh gekämpft und war als erste in Stalingrad eingedrungen.

Alle diese Hitlerdivisionen waren kampferfahrene, mit technischen Kampfmitteln reich ausgerüstete Einheiten, aufgefüllt mit «Ariern» im Alter von 20 bis 35 Jahren und mit faschistischem Offiziersbestand. Diese Armee stellte eine grosse Kraft dar, die zu entschiedenem Widerstand befähigt war. Es bedurfte eines Rings aus Stahl, um sie einzuschliessen, und wuchtiger Schläge, um sie zu vernichten.

*

Umsichtig und beharrlich bereiteten sich unsere Truppen darauf vor, den Plan des Oberkommandos in die Tat umzusetzen. Der Plan war richtig und seine erfolgreiche Verwirklichung hing jetzt von der Truppe ab.

Unsere Truppen nahmen die Vorbereitungen zum Übergang über den Don in Angriff, aber da das vom Feind besetzte Ufer das unsere beherrschte, mussten alle Arbeiten nachts ausgeführt werden. Der Don begann zuzufrieren; die Fähren konnten nicht mehr benutzt werden, der Übergang über das dünne Eis war gefährlich, ein Brückenschlag sehr schwierig. Das linke, mit niedrigem Gebüsch bewachsene und mit Seen bedeckte Ufer ist sumpfig, weiter nördlich kommt Treibsand. Die Kraftwagen würden im Sand und im Sumpf steckenbleiben, Pferde und Menschen ihre Kräfte erschöpfen.

Darum mussten Brücken von vielen Kilometern Gesamtlänge gebaut werden, und da die Steppe ringsum völlig von Wald entblösst war, musste das Holz von weither herangeschafft werden. Um den Gegner irrezuführen, wurden an den verschiedensten Stellen Dutzende von Übergängen in Bau genommen.

Im strömenden Herbstregen und eisigen Wind, der über den Don blies, arbeiteten unermüdlich Tausende von Strassenarbeitern, Pio-

nieren und Ingenieuren Tag und Nacht. Eine wahrhaft titanische Arbeit ging der Operation voraus und stellte ihren Erfolg sicher.

In den letzten Wochen vor der Offensive wurden dem Gegner durch Teiloperationen ein Hügel nach dem anderen, eine Schlucht nach der anderen abgenommen und somit ein Aufmarschgebiet am rechten Ufer geschaffen. Dort bezogen die Truppen Bereitschaftsstellungen, gespannt wie eine Feder, bereit vorzuschnellen. Gleichzeitig wurden alle Vorbereitungen getroffen, um unverzüglich, nachdem diese Truppen zum Angriff angetreten waren, neue Divisionen in diesem Aufmarschgebiet zusammenzuziehen.

Tag und Nacht arbeiteten die Stäbe an der Aufstellung der Gefechtspläne. Die Kommandeure der Verbände aller Truppengattungen kamen zu Besprechungen zusammen, führten tiefangelegte Erkundungen durch, trafen Vereinbarungen über das Zusammenwirken aller Waffen, besonders in der Tiefe des gegnerischen Verteidigungssystems, denn nur durch das Zusammenwirken von Infanterie, Artillerie, Panzern, Kavallerie und Luftwaffe konnte die Schlacht gewonnen werden.

Die Konzentration starker Truppenmassen, insbesondere von Kavallerie, entging dem Gegner nicht, und er setzte gegen die Aufmarsch-

gebiete sowie gegen die Anmarschstrassen Hunderte von Flugzeugen ein. Panzer und Pferde wurden in den Schluchten und im Gebüsch getarnt. Die Fliegerabwehr wurde verstärkt. Die Mannschaften gruben sich ein und hielten den heftigen Bombardierungen der faschistischen Luftwaffe stand.

Am Morgen des 19. November – der Don war von Nebel verhüllt – begannen unsere Truppen den Durchbruch. Nach intensiver Artillerievorbereitung stürzten sich die für den Durchbruch bestimmten Schützen- und Panzerregimenter in den Angriff. Ein alles mitreissender Angriffsschwung packte die Truppe.

Nach stundenlangem Kampf an der Hauptkampflinie brachen die Infanterie- und Panzerregimenter der Sturmverbände in die taktische Verteidigung des Gegners ein und durch eine Folge zermalmender Flankenstöße wurden die gegnerischen Divisionen, die die linke Flanke der deutschen Heeresgruppe im Raum von Stalingrad deckten, auseinandergerissen, umzingelt und vernichtet (teilweise auch gefangenegenommen). Um die Durchbruchsstelle zu verstopfen, warf der Gegner an die drei deutsche Divisionen hinein, aber die den Durchbruch sichernden Truppen brachten sie zum Stehen, so dass ihnen der Erfolg versagt blieb.

Durch die Bresche ergossen sich unaufhaltsam starke Panzer- und Kavallerieverbände der Unsrigen in das Hinterland des Gegners, deren Ziel die Stadt Kalatsch war. Die Deutschen setzten gegen sie aus dem Raum von Stalingrad die 3. motorisierte Division und die 16. Panzerdivision ein. Einer unserer Kavallerieverbände wurde von 90 Panzern angegriffen, schlug aber den Angriff mit dem Feuer seiner Artillerie und seines Jägerregiments ab und setzte seinen Weg fort. Unser Panzerverband, von dem ein Teil der Kräfte in ein Gefecht mit Feindpanzern verwickelt wurde, umging mit seinen Hauptkräften den Feind, stiess gegen die Donbrücke vor, nahm sie in voller Fahrt und drang in die Stadt Kalatsch ein.

In denselben Tagen war der Angriff aus dem Raum südlich von Stalingrad vorbereitet und durchgeführt worden. Die Truppen der Stalingrader Front hatten eine sorgfältige Feinderkundung durchgeführt. Als dem gleich in Gefangenschaft geratenen rumänischen General Dimitriu, dem Kommandeur der 20. Infanteriedivision, bei seiner Vernehmung eine Karte unseres Aufklärungsdienstes vorgelegt und er ersucht wurde, die damalige Lage seiner Division genauer zu bezeichnen, gab er erstaunt zur Antwort, unsere Aufklärung habe ein genaueres

Bild der Lage gegeben, als die operative Karte seines Stabes es vermittle.

In Befolgung des vom Oberkommando ausgearbeiteten Planes hatten die Sowjettruppen durch Abtasten die schwachen Punkte in der Verteidigung des Gegners festgestellt und dort ihre vernichtenden Schläge konzentriert. So wurde zum Beispiel im Abschnitt der rumänischen 20. Infanteriedivision durch die Artillerievorbereitung fast das ganze zur Verteidigung eingesetzte Pionierbataillon vernichtet, und durch die so entstandenen Breschen stiessen unsere schweren Panzer vor. Sie brachen in die Feuerstellungen des 40. A. R. ein und zerstörten dort nach dem Zeugnis des Generäl Dimitriu nicht nur die Kanonen, sondern auch die Räder. Eine andere Panzergruppe stiess ebenfalls durch die Bresche vor, griff zwei Regimenter der rumänischen 20. Division im Rücken an, und von seinen Regimentern blieb, wie der nämliche Dimitriu erklärt, «nur Staub zurück». Um eine genauere militärische Deutung dieses Begriffes befragt, entgegnete der General: «Es war so, als ob ich diese Regimenter niemals gehabt hätte.»

Dieses ganze Bild wurde von dem Nachbarn des Generals Dimitriu, dem Kommandeur der deutschen 297. I. D., Generalmajor Moritz von Drebber, beobachtet. Er schätzte die Lage mit

den Worten ein: «Durchbruch der Russen». Drebbler sah die Bewegung der russischen Panzer, die die Front der deutschen Gruppierung umgingen. Die Panzer führten ein kühnes, aber gewagtes Umfassungsmanöver durch und sie führten es fast ohne Verluste durch. Offenbar verfügte die deutsche Truppenleitung nicht über die zum Gegenangriff nötigen Kräfte. Jedenfalls bekam die 297. deutsche Infanteriedivision den Befehl, die Flanke zurückzunehmen und zur Verteidigung überzugehen.

In dem Erfolg kam die richtige Wahl des Zeitpunkts für die Einkesselung des Gegners zum Ausdruck. Der Feind setzte zwar seine Angriffe auf Stalingrad noch fort, hatte aber seine Reserven schon verausgabt und konnte seine Flanken nicht mehr verstärken. Auch der Angriff in zwei Richtungen war richtig, denn der Gegner, der seine Kräfte an den verschiedensten Stellen zu Gegenangriffen gegen die Dongruppe eingesetzt hatte, konnte weniger Kräfte für einen Gegenangriff gegen unsere vom Wolgaufer aus angreifenden Truppen freimachen. Auch die von unserem Oberkommando richtig gewählte Hauptangriffsrichtung hatte den Erfolg gesichert.

Diese Angriffsrichtung nötigte die Deutschen, mit verkehrter Front zu kämpfen, zwang sie,

zur Rettung der Lage die eigenen Reserven in aller Hast und in einzelnen Einheiten in den Kampf zu werfen, und seinem Charakter nach war der Kampf für die Deutschen verloren. Die in der Kriegswissenschaft bekannte Dreiheit – entscheidende Kräfte am entscheidenden Ort im entscheidenden Augenblick – ist in der Stalingrader Operation voll zum Ausdruck gekommen.

In der Folge stiess unser südlich von Stalingrad angreifender Panzerverband ebenfalls nach Kalatsch durch. Die Tankisten, die vom Ufer der Wolga kamen, reichten den vom Don durchgebrochenen Tankisten die Hand, und am 23. November schloss sich der stählerne Ring um die Stalingrader Heeresgruppe Hitlers. Die herbeieilende Kavallerie und Infanterie verstärkte diesen Ring. Die Umzingelungsoperation war glänzend abgeschlossen. Eine noch schwierigere Aufgabe stand bevor – die Zerschlagung und Vernichtung der eingekesselten gegnerischen Truppen.

Unter den Truppen des Gegners herrschte Konfusion. Die Deutschen zogen sich auf Stalingrad zurück. Ein Teil der deutschen Generäle hielt es für notwendig, unverzüglich Stalingrad aufzugeben und sich nach Rostow durchzuschlagen, andere jedoch meinten, diese Einkesselung

wäre nicht gefährlich und würde in einigen Tagen liquidiert werden.

Aus Berlin kam der strenge Befehl: halten bis zur letzten Patrone. Hitler wandte sich eindringlich an die eingekesselten Truppen, verlangte von ihnen Standhaftigkeit und schwor, er werde sie befreien. Er gewährte ihnen Vergebung aller ihrer Sünden und erklärte, Schuld an dem Misserfolg trügen die Rumänen und nicht die Deutschen. Hitler, suchte den Truppen zu verheimlichen, dass gerade er mit seiner Abenteuerstrategie die deutschen Divisionen in eine verderbliche Lage gebracht und dabei nicht einmal ihre Flanken gesichert hatte. Lange Zeit verheimlichte er auch dem deutschen Volk die Lage der Truppen.

Das Hitlersche Oberkommando unternahm verzweifelte Anstrengungen, um die Lage zu retten. Schon zur Zeit unseres Angriffs auf Kalatsch wurde festgestellt, dass aus Rostow Eisenbahnzüge mit Verstärkungen in grösster Eile heranrollten. Im Raum von Kotelnikowo und am Tschir wurden bald darauf in zwei Gruppen drei faschistische Panzerdivisionen, zwei bis drei Luftwaffen-Felddivisionen, sechs Infanteriedivisionen sowie Kavallerieverbände zusammengezogen. Diese Truppen bekamen den klangvollen Namen «Gruppe Don» und nach

einigen Angaben war General Goodt zum Befehlshaber über diese Gruppe ernannt worden. Die Gesamtleitung der ganzen Operation zur Befreiung der Stalingrader Heeresgruppe, der gemeinsamen Operation der 6. Armee, der 4. Panzerarmee und der «Gruppe Don» lag bei dem Feldmarschall von Manstein, der zu diesem Zweck von einer anderen Front abberufen worden war.

Am dritten Tag nach der erfolgten Einkesselung versuchte Manstein mit zwei Gruppen vorzustossen (aus dem Raum Nishnje-Tschirskaja und vor allem von Kotelnikowo aus nach Norden), um mit zwei Keilen den Ring unserer Truppen, die die Stalingrader Heeresgruppe eingekesselt hatten, zu durchbrechen und sich mit dieser im Gebiet des Kessels zu vereinigen. Ausgesuchte Einheiten aus den 22 Hitlerdivisionen wurden in den Südwestabschnitt des Kessels und in den Bezirk Karpowka verlegt. Sie sollten in dem Augenblick, wenn Manstein auf 15 bis 20 Kilometer herangekommen sein würde, in südlicher Richtung ihm entgegen los schlagen und sich mit ihm vereinigen. Die Aufgabe war folgende: nicht nur den Ring um die eigenen Truppen zu sprengen, sondern gleichzeitig unsere Truppen zu zerschlagen, die nach den hochfliegenden Plänen der Deutschen

zwischen Hammer und Amboss geraten sollten.

Die Gefahr war gross. Die Landkräfte der Deutschen wurden vervielfacht durch die auf den zahlreichen und nahegelegenen Flugplätzen konzentrierte Luftwaffe. Die Gefahr wäre noch grösser gewesen, wenn das Hitlersche Oberkommando den Entschluss gefasst hätte, Stalingrad aufzugeben und mit der ganzen Masse der 22 Divisionen nach Rostow durchzubrechen. Aber Hitler war aus Prestigegründen nicht gewillt, Stalingrad aufzugeben, und unterschätzte wieder einmal die Kräfte der Roten Armee. Die Deutschen hatten oft genug geprahlt, dass sie keine Einkesselung fürchten. Die Briefe deutscher Soldaten aus dem Kessel waren in dieser Phase ein Spiegelbild des Glaubens der Soldaten an die Versprechungen der Offiziere und an die Prophezeiungen des «Führers», ein Spiegelbild der Pralerei anlässlich der bevorstehenden Zerschlagung der Russen.



Das Sowjetkommando hatte schon im Verlauf der Einkesselung sofort die den Gegner einkreisenden Verbände im Westen, Südwesten und Süden gesichert. Teile dieser Sicherung hielten in heftigem Kampf den Vormarsch Mansteins auf.

Dann aber brachen unsere glorreichen Gardedivisionen wie eine Lawine von Norden nach Süden vor, schlugen die von ihrer Infanterie nur schlecht unterstützten Panzereinheiten Mansteins zurück, nahmen Kotelnikowo und trieben die ganze «Gruppe Don» auf Rostow zu.

Die Hoffnungen der eingekesselten Faschisten auf ein Zerschlagen unserer Truppen waren zusammengebrochen, die Hoffnungen auf ihre Befreiung schwanden dahin, jedoch hofften sie noch, durchhalten zu können und auf dem Luftweg von den nahen Flugplätzen aus versorgt zu werden, sie rechneten darauf, sich in aller Ruhe solange zu verteidigen, bis ein neuer Grossangriff der eigenen Truppen einsetzen würde, die die Deutschen von überallher zusammenzogen.

Aber zu dieser Zeit hatten laut Befehl des Sowjetoberkommandos die anderen Fronten bereits den Vormarsch angetreten und die Reserven des Feindes wurden zwischen den Fronten hin- und hergerissen. Die Stalingrader Operation wuchs sich zu einer Reihe von Operationen aus, die zu ihrer Unterstützung dienten, die aber gleichzeitig eigene grosse operative Ziele verfolgten. Es begann der Angriff an der Mittelfront, im Süden und an der Woronesh-Front. Durch einen vernichtenden Schlag der Truppen

der Südwestfront wurde am ganzen mittleren Lauf des Don die Verteidigung des Feindes durchbrochen und die italienischen Truppen sowie eine Anzahl deutscher und rumänischer Divisionen aufgerieben.

Diese Kämpfe führten zu entscheidenden Ergebnissen. Man kann sicher behaupten, dass im ganzen Raum von Stalingrad bis Millerowo sämtliche Streitkräfte des Feindes vernichtet, gefangenengenommen oder aufgerieben waren. Die wichtigsten Stationen an der Eisenbahnquerverbindung Woronesh-Rostow sowie an der Strecke Stalingrad-Tazinskaja waren besetzt und sämtliche Hauptstützpunkte des Gegners gelähmt worden. Mit der Säuberung dieses Gebietes hatten die Deutschen auch das ganze Netz von Flugplätzen verloren, auf das sie sich gestützt hatten, und die faschistische Luftwaffe war jetzt auf Flugplätze angewiesen, die weit von Stalingrad entfernt waren.

Panzereinheiten, die zum Vorstoss in das feindliche Hinterland eingesetzt worden waren, erbeuteten auf dem Flugplatz von Tazinskaja 350 Flugzeuge des Gegners, die von hier aus Stalingrad angeflogen hatten. Das Kräfteverhältnis in der Luft hatte sich schroff geändert. Das Gebiet zwischen Stalingrad und Millerowo war völlig vom Gegner gesäubert wor-

den, und zwischen der eingekesselten Stalin*grader Heeresgruppe Hitlers und seinen im tiefen Hinterland konzentrierten Reserven lag ein gewaltiger Raum – ein grosser Faktor der Strategie aller Kriege.



Den Truppen unter dem Befehl von Paulus wurde ein Ultimatum gestellt. Es wurde abgelehnt. Hitler war sein Prestige wertvoller als das Leben von Hunderttausenden deutscher Soldaten.

Das deutsche Oberkommando griff auch hier wieder zum Betrug an den eigenen Soldaten und versicherte in seinen Befehlen, dass die Hilfe nicht mehr fern sei. Die Offiziere waren in ihrer Propaganda unermüdlich; sie behaupteten, die Hilfe wäre unterwegs, am Don beginne schon im Februar der Frühling und es gelte, nur eine ganz kurze Zeit durchzuhalten.

Dann erklärten die Offiziere, Manstein sei an den mittleren Don abgezogen, und man müsse nun aushalten, bis er zurückkäme. Der Kommandeur der 16. Panzerdivision rief seinen Leuten ins Gedächtnis, dass sie schon schwerere Zeiten durchgemacht hätten (er meinte die Niederlage bei Rostow), und dass sie auch jetzt durchhalten müssten. Der Kommandeur der 3.

motorisierten Division dagegen erinnerte daran, dass die Division noch niemals eine Niederlage erlitten hätte und auch diesmal nicht geschlagen werden würde.

Das Weihnachtsfest, das die versprochene Befreiung bringen sollte, war vorbei. Neujahr ging vorüber, aber Hilfe war immer noch nicht gekommen. Es gab keine Hunde und Katzen mehr, aber dafür tauchten Gerüchte auf, dass Regimenter der Waffen-SS schon in Kalatsch wären. Die Soldaten wurden mit Auszeichnungen und Beförderungen getröstet. Sie warteten unentwegt, glaubten an irgendein Wunder, an irgendeine neue Waffe, die ihnen Hitler mit den «Ju-52» schicken würde. Und alle – Soldaten, Offiziere und Generäle – fürchteten die Vergeltung für all die schweren Missetaten, die sie vom ersten Kriegstag an begangen hatten.

Noch in den letzten Tagen verlegten die Deutschen ein Kriegsgefangenenlager an die vorderste Linie, da sie wussten, dass die Unsern dann diesen Abschnitt nicht beschiessen würden. Die Sowjetartilleristen sahen durch Scherenfernrohr, wie unsere Leute langsam hinter dem Stacheldrahtzaun auf und ab wanderten, sie sahen, wie die entkräfteten Menschen sich mühsam aufrafften und wieder zusammenbrachen, sahen Dutzende von Gefangenen unter freiem Himmel

bewegungslos im Schnee liegen. Die Deutschen wussten, wieviel solcher Friedhöfe unsere Rotarmisten auf ihrem Weg gesehen hatten und sie fürchteten sich vor der Strafe.



Nach der Ablehnung des vom Sowjetkommando gestellten Ultimatums trafen unsere Truppen die Vorbereitungen zur endgültigen Vernichtung des Gegners. Während der ganzen Nacht wurden Infanterie, Panzer und vor allem Artillerie zusammengezogen. Über die Steppe dröhnte das Rattern der Kampfwagen, überall herrschte Leben. Im Lager des Gegners blieb alles still. Man hatte das Gefühl, als ob ein Gericht stattgefunden hätte und ein gerechtes und erbarmungsloses Urteil über den in Schandtaten verstrickten Feind gefällt worden sei. Und der Feind wird seiner Strafe nicht entgehen! Er ist gestellt, und nicht nur der sonnige Tag, sondern auch die hellen Mondnächte lassen uns ihn deutlich sehen.

In dieser Nacht kam einem der Gedanke an jenen Tag, da Hitler und seine Spiessgesellen ebenso ertappt und in die Enge gedrängt vor dem Gericht der Völker stehen werden. Vorläufig aber standen bei Stalingrad seine Untergebenen vor Gericht. Sie sind erkannt und über-

führt. Auf Grund erbeuteter Dokumente können wir dem Kollektivbauern Sandrejew aus dem Dorf Jekaterinowka, sechs Kilometer nordöstlich von Medyn je mitteilen, dass sich unter den eingekesselten Truppen auch jene zwei Banditen befanden, die am 2. November 1941 in sein Haus eindrangen, eine Frau vergewaltigten, Anzüge, Kleiderstoff und Wäsche raubten und wenige Tage später dortselbst ein fünfzehnjähriges Mädchen vergewaltigten. Wir können der achtzehnjährigen Burjanowa sagen, dass der Hitlerbandit, der am 19. November 1941 in der Stadt Kalinin ihre Ehre zu schänden suchte, nachdem er ihre Mutter, die sich ihm in den Weg warf, mit drei Schüssen ermordet und die Leiche auf den Hof geschleudert hatte, dass auch er unter den Eingekesselten war. Ganze Divisionen von Marodeuren und Mördern standen dort.

In harten Kämpfen hatten sich unsere Kämpfer die Ehre errungen, Vollstrecker des Urteils zu sein. Einen langen, schweren Weg des Kampfes gegen die deutschen Divisionen hatten sie hinter sich. Viele hatten ihre Familien in den von diesen Divisionen besetzten Gebieten zurückgelassen, viele brachten den Schmerz ihrer Wunden mit, die sie im Kampf gegen die Deutschen davongetragen, ihren Kummer um die

Verluste an der Front, das bittere Leid um die gefallenen Kampfgefährten.

Der Augenblick war gekommen, wo die Sowjetkämpfer besonders stark die Grösse und Gerechtigkeit der Ziele dieses Krieges empfanden, für die sie jedes Opfer bringen und ihre Kräfte bis zum letzten anspannen; dieser Ziele wegen sind sie bestrebt, in der Kriegskunst auf der Höhe zu sein. Dort vorn, nur wenige Kilometer entfernt, hinter dem Schleier der hellen Nacht, liegt das wartende Stalingrad, vor ihnen aber steht der Feind. Die Stunde der Vergeltung ist gekommen.



Mit Anbruch des Morgens war die Konzentration der Truppen beendet. Hunderte von Geschützen starteten mit ihren Schlündern gegen den Horizont. Soweit das Auge reichte, standen in riesigem Halbkreis Panzer in der Steppe. Sie warteten auf das Signal. Neben ihnen standen die Stossgruppen der MP-Schützen und blickten auf die vom Gegner besetzten Höhen, wohin sie als erste durchbrechen und der Infanterie den Weg bahnen sollten. Die Infanterie lag weit vorn im Schnee, knapp vor den vordersten Stellungen des Feindes, bereit zum Sprung.

Endlich dröhnten die ersten Schüsse und bald verschmolzen die Salven der Geschütze verschiedensten Kalibers zu einem einzigen Getöse. Hunderte von Batterien spien treffsicher Tonne um Tonne glühenden Metalls aus. Dann gesellte sich zu dem scharfen Knall der Batterien das charakteristische Geräusch der Granatwerfer der Garden. Schwärme von Minen, deutlich sichtbar nach dem Abschuss, steigen steil empor, lassen einen Feuerschweif hinter sich, der an einen Fuchsschwanz erinnert und verfolgen wie Vögel ihre Bahn. Im feindlichen Gelände steigen Rauchwolken auf, manchmal fliegen Trümmer von Befestigungen in die Luft und man sieht fliehende und fallende deutsche Soldaten.

Unmittelbar nach der Artilleriesvorbereitung traten Infanterie, Panzer und Artillerie zum Angriff an. Die Deutschen vermochten sie nicht aufzuhalten. Die Artillerie ging mit der Infanterie zum Angriff vor, zerstörte die Befestigungen und vernichtete die lebendigen Kräfte des Gegners. Sobald unsere heldenmütigen Artilleristen ein Ziel erkannt hatten, brachten sie die Geschütze in Stellung, manchmal ein paar Kilometer weit durch den Schnee unter dem Feuer des Gegners und setzten nach Niederkämpfung dieses Ziels ihren Angriff fort.

Auch unsere Infanterie war durch nichts aufzuhalten. Noch im vorigen Jahr vermochten die Deutschen sie vor ihren befestigten Widerstandszentren zum Stehen zu bringen und ihre Reserven zum Gegenangriff gegen unsere Truppen anzusetzen, die wie ein Keil in den Raum zwischen den Widerstandszentren vorgedrungen waren. Jetzt waren den Deutschen immer weniger Reserven geblieben, und vor allem war die russische Infanterie in diesem Jahr, wie die Deutschen selbst zugeben mussten, vor den Widerstandsnestern nicht mehr aufzuhalten. Dazu bedurfte es eines durchgehenden Befestigungsgürtels. Den hatten sie auch geschaffen, aber unsere Truppen zerschlugen ihn, drangen tief in ihn ein, rollten ihn auf und vernichteten den Feind durch Flankenstöße.

Und das deutsche Oberkommando hatte sich wiederum verrechnet. Der Raum des Kessels buchtete sich wie ein Sack nach Westen aus. Es schien logisch, dass die Russen auch diesmal mit konzentrischen Vorstößen von Norden und Süden parallel zum Lauf der Wolga diesen Sack bei Stalingrad von seiner Basis abschneiden würden. Das Kommando der Donfront entschloss sich aber, den Angriff von allen Seiten zu führen. Von Osten her warf die 62. Armee unter dem Befehl des Generalleutnants Tschuikow die

Deutschen Schritt für Schritt aus Stalingrad hinaus; andere Verbände stiessen von Norden, Nordwesten, Westen, Südwesten und Süden vor. Der Gegner wusste nicht, wo der Hauptschlag geführt wird. Seine eigens für Gegenangriffe geschaffenen und aus ihren Einheiten herausgezogenen Abteilungen wurden von einer Richtung in die andere geworfen und rollten unter den erhaltenen Schlägen hin und her, wie Billardkugeln über das grüne Tuch. Sobald ein Angriffserfolg in einer Richtung erzielt war, setzte das Kommando der Donfront an dieser Stelle schnell neue Kräfte ein, zog dort Artillerie und Panzer zusammen und entwickelte den Erfolg.

Unter den Schlägen unserer Artillerie und unserer Infanteriedivisionen zog sich der Feind zurück. Er liess auf den Höhen und in den Schluchten ganze Berge von Leichen, setzte aber trotzdem seinen Widerstand fort.

Immer häufiger erschienen Befehle des deutschen Oberkommandos, worin für jeden Versuch einer Kapitulation Erschiessung angedroht wurde. Diese Befehle forderten abschreckende Erschiessungen nicht nur von Soldaten, sondern auch von Offizieren. Die Faschisten waren sich klar darüber, dass der Kampf zwischen uns und ihnen ein Kampf auf Tod und Leben ist. Aber

das Schicksal des Feindes war besiegelt und nichts konnte ihn mehr retten. Am 2. Februar endete die historische Schlacht bei Stalingrad mit dem vollen Sieg unserer Truppen und der völligen Vernichtung der Streitkräfte des Gegners.

Am 8. August 1918, während des ersten Weltkriegs, war der deutschen Armee an der Westfront ein vernichtender Schlag versetzt worden. «Deutschlands schwarzer Tag» nannten die Deutschen den 8. August. Klar und sonnig sind die Tage jetzt bei Stalingrad und hell die Nächte. Weiss, schneeweiss und breit dehnt sich die befreite Steppe vor dem Sieger von Stalingrad. Vor Siegesfreude strömt alles über, aber die deutschen Gefangenen nennen den Tag ihrer Zerschlagung bei Stalingrad «den schwarzen Tag der deutschen Wehrmacht».

Für die Hitlerarmee müssen und werden noch andere schwarze Tage kommen, die zur völligen Zerschmetterung der deutschen Okkupanten und zu ihrer endgültigen Vertreibung aus unserer Heimat führen werden.

Diese Überzeugung lebt in uns allen – vom Kämpfer bis zum General. Sie beruht auf dem Glauben an die eigene Kraft, an die Stärke des Volkes und des Landes, das der Roten Armee alles gibt, was diese braucht, um den Feind

vernichtend zu schlagen. Diese Überzeugung beruht auf dem Glauben an die geniale Führung des Obersten Befehlshabers, eine Führung, die in der historischen Schlacht bei Stalingrad einen in der Geschichte der Kriegskunst beispiellosen Sieg davongetragen hat.

4./5. Februar 1943

Wassili Grossmann

Zarizyn – Stalingrad

Eine Stadt hat ihr Schicksal wie ein Mensch.

Zarizyn-Stalingrad, die Stadt an der Wolga, an der grossen Markscheide zwischen Nord und Süd, die Stadt, hinter deren Rücken sich die sandigen Steppen Kasachstans dehnen und deren breite Brust dem Westen, den Kornschätzen des Don und Kuban zugekehrt ist, hat das stolze Los erwählt, Bollwerk der Revolution zu sein, wenn des Volkes schwere Stunde schlägt.

Vierundzwanzig Jahre sind verflossen, seit Zarizyn dem Ansturm des Feindes widerstanden und nicht zugelassen hat, dass die von Nord und Süd heraufziehenden dunklen Horden sich vereinigten. Einem geschwungenen Schwerte gleich, hing es über den Köpfen der von Westen nach Osten stürrienden Deutschen.

Zwei Jahrzehnte friedlicher Arbeit zogen ins Land. Gras wuchs über die Schützengräben vor Gumrak, Woroponow und Beketowka. Bäume erhoben sich auf dem einst vom Tross zerstampften Boden. Die Generation alter Arbeiter, die Zarizyn einst verteidigt, stieg ins Grab. Die

dunkelhaarigen Freiwilligen von damals ergrauten. Und jene, die dazumal als barfüssige Buben zwischen den dampfenden Feldküchen einherflitzten, Patronenhülsen auflasen und Krieg spielten, wo Krieg tobte, – sie sind jetzt reife Männer und Familienväter, die grossen Menschen des grossen Sowjetlandes. Verkörperung ihres Lebenswegs, ihres ungestümen Emporstiegs von den Kellerlöchern der proletarischen Armut zu den Gipfeln der Kultur, ist der junge Stalingrader Viktor Cholsunow, Sohn des Schlossers Stepan Cholsunow vom Betrieb «Dumaux». Das Denkmal Viktor Cholsunows, eines hochbegabten Fliegers und Kommandeurs, steht in Bronze gegossen am Stalin-Kai hoch über der Wolga.

Stürmisch wuchsen die Menschen Stalingrads in diesen friedlichen Sowjetjahren, und stürmisch wuchs auch die Stadt. In den riesigen Industriewerken, dem Traktorenwerk, den Betrieben «Barrikade» und «Roter Oktober» schafften Hunderttausende. Eine Schiffswerft entstand und ein Kraftwerk, die alten Betriebe wurden umgebaut und erweitert, Dutzende von neuen stiegen empor. Die Stadt, die zum Anfang des Jahrhunderts zwei Gymnasien, eine Bibliothek, ein Waisenhaus und vierhundert Kneipen zählte, besass am Ausgang von zwei Jahrzehnten

Sowjetmacht vorzügliche Lehranstalten mit berühmten Professoren – ein mechanisches Institut, ein medizinisches und ein pädagogisches, an denen 15'000 junge Menschen studierten; besass Dutzende von technischen Lehranstalten. Hunderte von Schulen, Bibliotheken und Museen.

Diese Stadt, einst staub- und sandverweht, bedeckte sich mit Asphalt. Ein zwanzig Kilometer breiter grüner Gürtel zog sich rings um sie, Hunderte von Hektar Obstgärten, Ahorn- und Kastanienalleen. Die Stadt der kleinen, geduckten, ein- und zweistöckigen Häuschen und krummen Gassen wurde zu einer Stadt herrlicher, hoher, lichter Bauten, weiter denkmalgeschmückter Plätze, um die sich wie ein grüner Saum Bäume und heitere Blumenbeete schlangen.

Wenn man Stalingrad nachts von der Wolga her betrachtete, sah es wie eine riesige sechzig Kilometer lange strahlende Lichtgirlande aus. Dazwischen leuchteten prächtig die bunten Glühreklamen der Läden, Theater, Kinos und Gaststätten. Weit über den Strom trugen die Lautsprecher Musik. Wir waren stolz auf diese Stadt und wir liebten sie. Und in der Tat hatte sich Stalingrad zu einer unserer schönsten Städte entwickelt: eine Stadt der Arbeit und des Wissens, eine Stadt sengender Sonne, unbegrenzter Weite, klarer Wolgaluft und russischer Freiheit.

Wenn die Vergnügungsdampfer sich der schönen weissen Stadt hoch an der Wolga näherten, erblickten die Menschen auf dem Deck nicht nur die tausend im Sonnenlicht glänzenden Fenster und Gärten. Sie sahen auch den schwarzen Rauch, der über den drei Industriegiganten zum Himmel stieg: dem Traktorenwerk, dem «Roten Oktober», der «Barrikade».

Durch die geschwärzten Fabrikfenster konnte man sehen, wie sich der glühende Stahl funkenstiebend in die Pfannen ergoss und hörte ein schweres, wie Meeresbrandung klingendes Getöse. Das war das rote Zarizyn, die Stadt Stalingrad, die dem Wanderer in Erinnerung rief, dass sie ihrer Sendung eingedenk blieb, Russlands Bollwerk an der Wolga zu sein, dass sie bereitstand, wieder wie einst in der Stunde der Gefahr ihr schweres Los auf sich zu nehmen.

Am Mittag des 23. August 1918 gingen die aus Arbeitern und Bergleuten formierten Regimenter der kommunistischen und der Morosow-Donzker Division auf Befehl des Kriegsrats im mittleren Frontabschnitt bei Woroponow zum Angriff über. Mit ihren Leibern und ihrem Leben warfen sie den gegen die Stadt anstürmenden Feind zurück. Und genau nach vierundzwanzig Jahren, wieder an einem 23. August, um fünf Uhr nachmittags, brachen achtzig

schwere Feindpanzer, gefolgt von Abteilungen motorisierter Infanterie, zum Traktorenwerk durch – dem Kind der Stalingrader Arbeiter. Und zur gleichen Zeit surrten Hunderte von feindlichen Flugzeugen über der Stadt und belegten die Wohnbezirke mit Bomben. Das war der erste Sturm der faschistischen Horden, die gen Osten, zur Wolga drängten.

Die Stadt loderte auf, hüllte sich in Rauch, riesige Flammen schlugen empor. Und es schien, als wären die zwei Jahrzehnte friedlicher Arbeit ausgelöscht, als lägen nicht diese zweimal zehn Jahre zwischen der ersten deutschen Okkupation der Ukraine und des Donezgebiets und diesem zweiten deutschen Raubzug. Wieder stand im Rauch und Donner der Schlacht das rote Zarizyn-Stalingrad, die Stadt mit dem schönen und bitteren Los.

Es ist unmöglich, auch nur einen Vergleich zu ziehen zwischen der Angriffswucht der Deutschen im August 1942 und der Offensive der Krassnow-Truppen im Jahre 1918. Die Angriffe der Panzerdivisionen, das Höllenfeuer von vielen tausend Geschützen und Granatwerfern, die unausgesetzten Anflüge der Luftwaffe – in der Geschichte der letzten Kriege findet man nicht Schlachten von ähnlicher Stärke.

In diesen Jahrzehnten hat sich in der Krieg-

führung eine ganze Umwälzung vollzogen. Alles ist kolossaler, intensiver, rapider geworden. Nur eines blieb unverändert, als wäre es nicht eine neue Generation, die zur Verteidigung Stalingrads antrat, sondern das ewige mutige Herz des grossen Volkes.

Sie haben vor vierundzwanzig Jahren nicht auf gehört zu schlagen, die Herzen der damaligen Helden Jakob Jerman, Nikolai Rudnjew und Alabjew. In jener furchtbaren Stunde, als achtzig deutsche Panzer plötzlich am Rande des Traktorenwerks auftauchten und Hunderte von Flugzeugen mit ihren Bombenlasten die Wohnviertel in Brand warfen, haben die Leute vom Traktorenwerk und von der «Barrikade» nicht die Hände sinken lassen. Hunderte von Arbeitern mit Maschinenpistolen, leichten und schweren MGs. bewaffnet, zogen in jener ersten Nacht hinaus zum Nordrand des Werkgeländes und schlugen ihr Leben in die Schanze. Sie kämpften, und neben ihnen kämpfte die schwere Granatwerferabteilung des Leutnants Sarkisjan, die die deutsche Panzerkolonne zum Stehen brachte. Sie kämpften, und neben ihnen kämpfte die Flak-Abteilung des Obersten Herrmann, die mit der Hälfte ihrer Rohre die deutschen Sturzbomber und mit den anderen die deutschen Panzer niederkämpfte.

Es gab Minuten, wo das Getöse der Bombeneinschläge alle Laute verschlang, und dann schien es dem Obersten Herrmann, dass die vorgeschobene Batterie des Leutnants Swistun durch den gemeinsamen Angriff der Bomber und Panzer erstickt sei. Aber schon nach wenigen Augenblicken erklang wieder das gleichmässige Krachen der Flak. Einen Tag und eine Nacht hielt sich die vom Befehlsstand abgeschnittene Batterie. Am 24. August abends brachten drei Kämpfer ihren verwundeten Kommandeur an. Sie waren die einzig Überlebenden. Die ganze Mannschaft war gefallen. Aber der erste Sturm des Feindes war abgeschlagen. Es war den Deutschen nicht gelungen, die Stadt frisch vom Marsch weg einzunehmen. Nun begann der Kampf im Vorgelände, in den Strassen der Stadt, auf den Plätzen, in den Arbeitersiedlungen und Werkgeländen der Stalingrader Industrieriesen.

Zweieinhalb Monate wurde in dieser Stadt gekämpft. Mit ehernen Lettern sind die Namen vieler Kommandeure und Kämpfer für ewig in der Geschichte des Sowjetvolkes verzeichnet, so die Namen der Dreiunddreissig, die den Angriff einer schweren Panzerkolonne abwehrten, so die Namen der Arbeiter-Freiwilligen Tokarjew und Poljakow, der Name Krylows, des

Kommissars einer Panzerjägertruppe, die Namen vieler Flieger, Panzerfahrer, Schützen und Minenwerferleute, der Name der Stahlgiesserin Olga Kowalowa, des Sergeanten Pawlow, der schon seit fünfzig Tagen ein Haus an einem der Stalingrader Plätze hält «Pawlow-Haus» heisst es in den offiziellen Heeresberichten. Durch den Opfermut dieser Menschen, durch ihren Willen, ihre grenzenlose Tapferkeit hält sich Stalingrad.

Schwere Prüfungen hat die Wolgafeste überstanden. Die Stadt, die sich das stolze und schwere Los erwählt hat, Bollwerk der russischen Revolution zu sein, die Stadt, die im ersten Jahr der Republik den wütenden Ansturm des Feindes aufzuhalten vermochte, hat nun am Ausgang eines Vierteljahrhunderts für den Verlauf des Grossen Vaterländischen Krieges neuerlich Entscheidendes vollbracht.

Heute liegt Stalingrad in Trümmern. Hier steigt aus ihnen noch Rauch auf und sie fühlen sich warm an, wie ein noch nicht erkalteter Körper; dort ragen sie kalt und düster. Nachts scheint der Mond über die Häusergerippe, über die zersplitterten Stümpfe der von Artilleriegeschossen gefällten Bäume. Die leeren Asphaltplätze schimmern im grünlich-kalten Mondlicht wie Seen, die von einer dünnen

Eisschicht überzogen sind, und die Bomben-trichter gähnen wie schwarze Eislöcher darin. Es schweigen die zerschossenen Werkhallen, aus den Schornsteinen steigt kein Rauch, und die Blumenbeete, die einst den Fabrikhof schmückten, wölben sich wie Grabhügel.

Ist die Stadt tot? Nein, sie lebt. Sie weiss nicht mehr, wann Tag, wann Nacht ist. Selbst in den kurzen Minuten der Stille lebt jedes zerstörte Haus und jede Werkhalle ihr angespanntes Leben. Die scharfen Augen der Schützen bohren sich in den Feind. Durch die Laufgräben, die sich zwischen den Ruinen hinziehen, werden Geschosse, Minen, Patronenkästen geschleppt. In den obersten Stockwerken sitzen die Beobachter und lassen sich keine Bewegung des Feindes entgehen. In den Kellern beugen sich die Kommandeure über die Karten; die Schreiber tippen die Meldungen ab; die politischen Arbeiter halten Referate und die Kämpfer hören zu, Zeitungsblätter rascheln, und die Pioniere gehen ihrem gefährlichen Werk nach. Verödet, verlassen, tot scheint die Ruinenstadt. Da schiebt sich langsam ein deutscher Panzer hinter einer Häuserecke vor. Im selben Augenblick feuert der Panzerjäger, der weder tags noch nachts ein Auge schliesst. Der deutsche MG-Schütze, der den Panzer deckt, be-

schießt sofort die Ziegelbarrikade des Panzerjägers. Darauf feuert unser Scharfschütze, der den Panzerjäger deckt, aus dem zweiten Stock des Nachbarhauses auf das MG-Nest des Deutschen. Der Deutsche muss getroffen sein, vielleicht ist *er tot, jedenfalls schweigt das MG. Und im nächsten Augenblick krachen deutsche Minen, rote Ziegelbrocken fallen von der Hausmauer, hinter der der Scharfschütze seinen Posten hat. Rasch meldet unser Artilleriebeobachter den Standort der deutschen Batterie, und die bisher stummen Sowjetkanonen in den Hauseingängen und Fensteröffnungen donnern los. Der deutsche Panzer rattert etwas und verzieht sich hinter die Hausecke. Der Scharfschütze, der Panzerjäger und die Infanteriegeschütze wechseln flink ihre Feuerstellungen. So sehen die seltenen Minuten der Stille aus.

Aber meistens dröhnen Häuser, Gassen, Plätze, Werke von den Einschlägen und Explosionen. Es ist jetzt nicht leicht, in Stalingrad zu leben.

Vor mir liegt ein mit Bleistift beschriebenes zerrissenes Stück Papier. Es ist die soeben erhaltene Meldung eines Kompanieführers an den Bataillonsstab. Der Inhalt lautet: «Zeit 11.30 Uhr. Meldung an Garde-Oberleutnant Fedossejew. Lage: Gegner beabsichtigt die Kom-

panie zu umzingeln, wirft MP-Schützen in den Rücken, hat aber bisher keinen Erfolg. Die Gardisten weichen keinen Schritt, und sollten auch alle Kämpfer und Kommandeure den Heldentod finden, der Gegner wird unsere Sperrstellung nicht durchbrechen. Das ganze Land soll die dritte Schützenkompanie kennen, solange der Kommandeur lebt, kommt kein Faschistenhund hier durch. Der Kompanieführer 3 ist in beschwerlicher Lage und gesundheitlich nicht auf der Höhe – das Gehör ist betäubt, er ist geschwächt, leidet an Schwindelanfällen, kann nicht aufrecht stehen und blutet aus der Nase. Aber trotz alledem, die dritte Gardekompanie steht. Wenn wir auch sterben, wir sterben als Helden für die Stalin-Stadt. Und unser einziger Wunsch ist, möge die Sowjeterde das Grab aller Feinde werden. Auf meine Kämpfer und Kommandeure kann ich mich verlassen.»

Nein, sie ist nicht tot, die grosse Stadt! Himmel und Erde erbeben vom Dröhnen unserer Artillerie, die Schlacht tobt mit derselben erbitterten Intensität wie vor zwei Monaten. Zehntausende lebendiger Menschenherzen schlagen ruhig und stark in den Mauern Stalingrads: die Herzen der Stalingrader Arbeiter, der Bergleute aus dem Donezrevier, der Arbeiter und Bauern

aus Gorki, vom Ural, aus Moskau, Iwanowo, Wjatka und Perm. An diesen eisernen Herzen zerschellen die Angriffe der Hitlerfaschisten – treuere Herzen als diese gibt es nicht auf der Welt.

Niemals war Stalingrad so gross und so herrlich wie jetzt, da es in Trümmern liegt und sich doch vor der gesamten freiheitsliebenden Welt in seiner vollen Glorie erhebt. Stalingrad lebt! Stalingrad kämpft!

13. November 1942

Ernst Fischer

Stalingrad

Vor Monaten hat ein Name die ganze Menschheit ergriffen und seither nicht mehr losgelassen: Stalingrad. Wissen Sie, was das ist: Stalingrad? Vor 25 Jahren war das eine verschlafene russische Provinzstadt, und über das Wasser hin, über die Steppe hin klang das schwermütige Lied der Wolgaschlepper. Damals hiess die Stadt noch Zarizyn. Im Jahre 1918 war Zarizyn das Bollwerk der jungen Sowjetmacht, der Wendepunkt im Volkskrieg gegen die Konterrevolution. Stalin leitete die Verteidigung und hauchte der Stadt seinen Atem ein, seinen Willen und seine Festigkeit. So wurde Zarizyn zu Stalingrad, zur Stadt Stalins.

Sie wuchs in diesen Namen hinein, in den ersten Jahren des Aufbaus der sozialistischen Industrie. Hier wurde das erste gigantische Traktorenwerk der Sowjetunion errichtet. Über das Wasser hin, über die Steppe hin, rauschte das Lied der Arbeit. Aus allen Teilen des Riesensandes kamen die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, mit ungeübten Händen, aber mit schöp-

ferischer Begeisterung. Deutsche Zeitschriften spotteten: «Sind diese Wolgaschlepper verrückt geworden? Ein Leben lang haben sie Kähne mit Salz stromaufwärts gezogen, was wollen die mit der Technik des 20. Jahrhunderts?»

Aber am 17. Juni 1930 rollte der erste selbstgebaute Traktor von dem Fliessband des Riesenwerkes hinaus in das Sowjetland, geschmückt mit grünen Zweigen und roten Fahnen. In den ersten drei Jahren seines Bestehens hat das Stalingrader Traktorenwerk den Sowjetbauern 66'000 Traktoren gegeben, später wurden es Hunderttausende. Die Pflugschar einer neuen Zeit, das war Stalingrad. Die Stadt reckte und streckte sich am Ufer der Wolga, ein fliessendes Band des Lebens zwischen Strom und Steppe, Dutzende Kilometer lang, Siedlungen mitten in Gärten und Hainen, und immer wieder ein Block von Betrieben, Hochöfen und Hochhäusern, 600'000 Einwohner, und Jahr um Jahr neue Schulen, Theater, Bibliotheken, Kinderheime, ein Bauen und Aufblühen ohne Ende – das war Stalingrad.

Das *war*, doch heute, was ist Stalingrad?

«Eine Hölle», sagen die deutschen Soldaten. Schlimmer als eine Hölle, etwas namenlos Schreckliches. «Die Todesfälle Stalingrad», sagen die deutschen Soldaten. 400'000 ihrer Ka-

meraden hat sie schon verschlungen, die Hölle Stalingrad. Nach dem 100. Angriff schrieb der deutsche Leutnant Weiner in sein Tagebuch: «Mein Gott, warum hast du uns verlassen?»

Um ein einziges Haus wurde vierzehn Tage lang gekämpft, mit Granatwerfern, Maschinengewehren, Handgranaten, Bajonett. Am dritten Tag schon lagen im Keller, im Lichtschacht, auf den Treppen 54 tote deutsche Soldaten und Offiziere. Der Korridor zwischen den ausgebrannten Wohnräumen, die dünne Decke zwischen Stockwerk und Stockwerk, das ist die Front. Über Feuerleitern, über qualmende Dächer kommt Hilfe aus dem Hof, aus dem Nebenhaus. Explosionen, Brandwolken, Staubwolken, Blut, Mörtel, Fetzen, die ein Bett waren oder ein Mensch, rauchgeschwärzte Gesichter, Handgranaten, von Stockwerk zu Stockwerk geschleudert, tagelanges Gemetzel in einem einzigen Stiegenhaus. Fragen Sie einen Soldaten, was eine halbe Stunde Nahkampf in diesem Krieg bedeutet! Aber achtzig Tage und achtzig Nächte Nahkampf – das ist Stalingrad.

Die Strasse zählt nicht mehr nach Metern, sondern nach Toten. Auf einen schmalen Abschnitt, eineinhalb Kilometer breit, zweieinhalb Kilometer tief, werfen 3'000 Flugzeuge ihre Bombenlast, konzentrieren tausende Geschütze

und Minenwerfer ihr Trommelfeuer; jeder Stein wird zermalmt, jeder Quadratmeter umgepflügt, dann stürmen zwei deutsche Infanteriedivisionen und hundert Panzer vor, hinein in den rauchenden Schutthaufen. Da steht kein Haus mehr, kein Baum, aber das lebende Stalingrad steht. Aus der verbrannten, zerrissenen Erde steigen die Menschen, die von sich selber nur sagen: «Wir Stalingrader!», und 1'500 tote deutsche Soldaten, 75 deutsche Panzer bleiben auf diesem Frontabschnitt. Das ist Stalingrad, keine Stadt mehr, tags eine glühende Rauchwolke, nachts ein lodernder Flammenschein. Und diese Wolke verschlingt die Hitlerarmee. Und diese Flamme leuchtet der ganzen Menschheit. Das ist Stalingrad.

Wenn der Abend kommt, einer von diesen achtzig brennenden, brüllenden, blutigen Abenden, dann laufen die Hunde heulend und winselnd hinab zur Wolga und schwimmen hinüber, den breiten Strom, ans andere Ufer. Sie haben Angst vor den Nächten von Stalingrad. Aus dieser Hölle flüchten die Tiere und der härteste Stein leistet nicht lange Widerstand – aber die Menschen von Stalingrad sind stärker als alles was die Erde kennt. Sie bleiben, sie kämpfen, sie schützen Stalingrad.

Was sind das für Menschen? Da war der alte

Iwan Walikow, der Sechzigjährige. Er sollte aus der Stadt hinaus, mit den Zehntausenden Alten und Kranken, Frauen und Kindern, die man auf Kähnen und schmalen Brücken über die Wolga brachte. «Ich bleibe», sagte der alte Walikow. Er ging zum Stadtkommandanten. «Ich bleibe hier. Das ist *meine* Stadt.

Ich habe Zarizyn verteidigt. Ich habe geholfen, Stalingrad aufzubauen, das Traktorenwerk, unser Kinderheim, unser Krankenhaus, unser Theater. Ich war dabei, als der erste Traktor hinausging. Das ist *meine* Stadt. Das ist mein Leben. Ich schütze Stalingrad.» Der Alte blieb. Mit seinem Gewehr stand er am Tor seines Werkes. Er sah, wie sein eigenes Haus verbrannte. Er rührte sich nicht von der Stelle. Er stand vor seinem Werk. Als die Deutschen vorstießen, wurden sie von den Arbeiterbataillonen zurückgeworfen. Am Tor seines Werkes kämpfte und starb der alte Walikow. Da war die Stahlgiesserin Olga Kowaljowa, schön, stark, strahlend, der Liebling der Stalingrader Metallarbeiter. Sie wollte leben und wieder leben, es war so herrlich, da zu sein, Kraft, Jugend, Arbeit, Kinder, Aufbau, Freude, *Stalingrad*. Sie nahm das Gewehr, als die Deutschen kamen. Sie trat in das Arbeiterbataillon. Sie kämpfte und starb für das unsterbliche Stalingrad. Das

sind die Menschen von Stalingrad, die Menschen der Sowjetunion. Die Arbeiter in den Betrieben, die zwischen Ruinen und Explosionen die abgeschleppten Panzer wieder kampffähig machen und bis zu 72 Stunden arbeiten, schlaflos, ohne aufzuschauen. Die Sowjetbauern, die hart an der Front pflügen und säen auf der von Bomben und Geschossen zerrissenen Sowjeterde, und grösser als je zuvor ist die Ackerfläche. «Hier werden nicht die Deutschen ernten», so sagen sie selbstbewusst, «die Ernte reift für Stalingrad.» Und hin und her über die Wolga geht das Brot, die Munition, ziehn die Zeitungen und die Regimenter für das brennende, für das kämpfende Stalingrad. Ein alter Fährmann ist hundertmal hin- und hergefahren. Er bringt eine Abteilung Rotarmisten. Da schlägt ein Geschoss in das Boot, alle stürzen ins Wasser. Ein junger Leutnant wird von seinem schweren Mantel hinabgezogen. Der Alte wirft ihm seinen Rettungsring zu, der Leutnant stösst ihn zurück. «Dummkopf!» ruft der Alte. «Meine rechte Hand ist hin. Mich kann man nicht mehr brauchen. Du bist jung, dich braucht man. Halte dich fest. Halte Stalingrad.» Ja, so wird Stalingrad gehalten.

Stalingrad, das ist keine Stadt mehr, sondern eine Flamme. Die Deutschen haben Flug-

zettel abgeworfen: «Ergebt euch!» Tausend Meter über der Erde sind sie zu Asche verbrannt. Der Feueratem von Stalingrad hat sie vernichtet. Niemals ergibt sich Stalingrad, niemals wird Hitler den Vulkan der Freiheit erobern. Der Scheiterhaufen für Hitlers Pläne, das Massengrab für die deutschen Soldaten, loderndes Beispiel für die Völker, Flamme der Freiheit und des Sieges – das ist Stalingrad.

25. Oktober 1942

Konstantin Simonow

Tage und Nächte

Wer hier war, wird es nie vergessen. Wenn wir nach vielen Jahren beginnen, uns zu erinnern, und unsere Lippen das Wort Krieg aussprechen, wird vor unsern Augen Stalingrad erscheinen, das Aufleuchten der Raketen, das Lodern der Brände und in den Ohren wird uns das schwere, unaufhörliche Krachen der Bomben dröhnen. Wir riechen wieder den ersticken-den Qualm der Feuersbrünste und hören das klirrende Gepolter der glühenden Dachbleche. Die Deutschen belagern Stalingrad.

Aber wenn man hier «Stalingrad» sagt, so meint man damit nicht die Innenstadt, nicht die Leninstrasse, nicht einmal die Aussenbezirke, man meint damit den ganzen riesigen, 65 Kilometer langen Streifen an der Wolga, die ganze Stadt mitsamt ihren Vororten, mit den Fabrik-geländen, den Werksiedlungen. Viele kleine Städte bilden eine Stadt, die sich mit einem ganzen Wolgabogen umgürtet hat. Aber das ist nicht mehr die gleiche Stadt, wie wir sie von den Wolgadampfern aus gesehen haben,

es streben keine weissen Häuser mehr in fröhlicher Menge den Berg hinan, es gibt nicht mehr die leichten Landungsbrücken am Fluss, nicht mehr die Kais mit den sich an der Wolga entlang reihenden Schwimmbädern, Verkaufsständen, Häuschen. Heute ist das eine rauchige und graue Stadt, über der Tag und Nacht das Feuer tanzt und die Asche wirbelt. Ein im Kampf versengter Soldat ist diese Stadt, mit den Festungen ihrer selbstgeschaffenen Bastionen, mit den Steinen ihrer heroischen Ruinen.

Und die Wolga bei Stalingrad – das ist nicht mehr die gleiche Wolga, die wir mal gesehen haben, mit ihrem tiefen, stillen Wasser, mit ihrer breiten, sonnenfunkelnden Strömung, mit der Kette eilender Dampfer, mit ganzen Strassen von geflössten Kiefern, mit den langen Karawanen der Schleppkähne. Die Wolga bei Stalingrad – das ist ein Fluss, der in den Krieg gezogen ist. Ihre Uferstrassen sind von Trichtern aufgewühlt, Bomben fallen in ihr Wasser und lassen schwere Wassersäulen in die Höhe steigen. Hin und her, von und zur belagerten Stadt, überqueren sie Lastfähren und leichte Boote. Auf ihr klirrt es von Waffen, und die blutigen Binden der Verwundeten glänzen über dem dunkeln Wasser.

Am Tage brechen in der Stadt bald hier, bald

dort Häuser zusammen, nachts ist der ganze Horizont voll Rauch und Flammen. Das Getöse der Bombardierungen und der Artilleriebeschiesung steht Tag und Nacht über der zitternden Erde. In der Stadt gibt es längst keinen Fleck mehr, wo man äusser Gefahr wäre, aber in diesen Tagen der Belagerung hat man sich hier schon an Lebensgefahr gewöhnt. In der Stadt brennt es. Viele Strassen sind nicht mehr, andere sind durchfurcht von den Trichtern der Fliegerbomben. Die noch in der Stadt gebliebenen Frauen und Kinder haben sich in Kellern zusammengedrängt, sie graben Höhlen in den zur Wolga abfallenden Schluchten. Einen Monat schon bestürmen die Deutschen die Stadt und wollen sie um jeden Preis erobern. Auf den Strassen liegen die Trümmer abgeschossener Bomber umher, in der Luft platzen die Flak-Geschosse, aber das Bombardement setzt nicht einmal für eine Stunde aus. Die Belagerer wollen diese Stadt zu einer Hölle machen, in der man nicht leben kann.

Ja, hier ist es schwer zu leben. Hier brennt der Himmel über dem Kopf und die Erde zittert unter den Füßen. Beim Anblick der klaffenden Mauern und ausgebrannten Fenstern in den gestern noch friedlichen Häusern presst es einem die Kehle zu im Krampf des Hasses,

Die verkohlten Leichen von Frauen und Kindern, die von den Deutschen auf einem Dampfer verbrannt wurden, liegen auf dem Ufersand der Wolga und rufen nach Rache.

Ja, hier ist es schwer zu leben – mehr noch, hier ist es unmöglich zu leben, ohne etwas zu tun. Aber leben und kämpfen, leben und die Deutschen töten: so kann man hier leben, so muss man hier leben, so werden wir leben und diese Stadt halten inmitten von Feuer, Rauch und Blut. Und wenn der Tod über unsern Köpfen tobt, dann schreitet der Ruhm neben uns. Er ist unser Bruder geworden in den Trümmern der Wohnungen, im Schluchzen der verwaisten Kinder.

Abend. Wir stehen am Rande der Stadt. Vor uns breitet sich das Schlachtfeld. Rauchende Hügel, brennende Strassen. Wie immer im Süden wird es rasch dunkel. Alles bedeckt sich mit einem schwarzblauen Rauchsleier, den die Feuerstrahlen der Granatwerferbatterien der Gardetruppen zerreißen. Die vorderste Linie bezeichnen die weissen deutschen Signalkarten, die im gewaltigen Kreis zum Himmel fliegen. Die Nacht macht dem Kampf kein Ende. Schweres Krachen: deutsche Bomber haben hinter uns wieder ihre Last auf die Stadt abgeworfen. Eine Minute zuvor hörten wir über un-

sern Köpfen das Dröhnen der Flugzeuge von Westen nach Osten, jetzt dröhnt es von Osten nach Westen. Die Unsern sind nach Westen geflogen. Jetzt haben sie grade eine Kette gelb leuchtender «Laternen» über den deutschen Stellungen ausgehängt, und die Bombeneinschläge liegen genau auf dem von ihnen beleuchteten Erdstreifen.

Eine Viertelstunde lang ist es verhältnismässig ruhig – verhältnismässig deshalb, weil dauernd dumpfes Artillerief Feuer im Norden und Süden zu hören ist und vor uns das trockene Knatzen der Maschinenpistolen. Aber hier nennt man das Ruhe, weil es eine andere Ruhe schon lange nicht mehr gibt... und irgendetwas muss man doch Ruhe nennen!

In solchen Minuten erinnert man sich plötzlich an alles, was man in diesen Tagen gesehen hat, an die Gesichter von Menschen, müde, erregte, an ihre schlaflosen, wütenden Augen.

Wir sind am Abend über die Wolga gefahren. Die Flecken der Feuersbrünste leuchteten schon ganz rot am schwarzen Abendhimmel. Die Motorfähre, auf der wir herüberfahren, war überlastet: fünf Kraftwagen mit Munition, eine Kompanie Rotarmisten, ein paar Mädchen aus dem Sanitätsbataillon und wir. Die Fähre war durch einen Rauchvorhang gesichert, und doch

schien es uns, als ob die Überfahrt lange dauere. Neben mir, am Rand der Fähre, sass eine zwanzigjährige Sanitäterin, eine Ukrainerin; sie hiess Schtschepenja und hatte den wunderlichen Vornamen Viktoria. Sie machte die Überfahrt hierher, nach Stalingrad, schon zum vierten- oder fünftenmal.

Während der Belagerung hier können die üblichen Vorschriften für den Abtransport von Verwundeten keine Anwendung finden. Sanitätsstellen und Verbandplätze waren in der brennenden Stadt schon nicht mehr unterzubringen; die Arztgehilfinnen und Sanitäterinnen bergen die Verwundeten direkt in den vordersten Linien, tragen sie selbst durch die Stadt, betten sie in Boote, auf Fähren, liefern sie drüben ab und kehren wieder in die Stadt zurück, um neue Verwundete zu holen, die auf ihre Hilfe warten.

Es stellte sich heraus, dass Viktoria und einer meiner Begleiter Landsleute waren. Den halben Weg tauschten sie um die Wette Erinnerungen an Dnjepropetrowsk aus; sie sprachen über die Strassen, über das Haus, in dem mein Begleiter gewohnt, über das Haus, in dem Viktoria studiert hat. Sie erinnerten sich ihrer Vaterstadt in allen Einzelheiten, und man fühlte, dass sie in ihrem Herzen Dnjepropetrowsk niemals den Deutschen abgetreten haben und nie abtreten

werden, dass diese Stadt ihre Stadt ist und bleiben wird, was auch geschehen möge.

Die Fähre näherte sich schon dem Stalingrader Ufer. «Aber es ist mir doch jedesmal ein bisschen unheimlich, auszusteigen», sagte Viktoria plötzlich. «Ich war zweimal verwundet, einmal sehr schwer, aber ich habe doch nicht geglaubt, dass ich sterben muss, weil ich ja noch gar nicht richtig gelebt habe, das Leben noch gar nicht gesehen habe. Wie kann ich da auf einmal sterben?» Sie hatte in dieser Minute grosse, traurige Augen.

Ich begriff: ja, es ist wahr, es ist sehr unheimlich, mit zwanzig Jahren schon zweimal verwundet gewesen zu sein, schon seit fünfzehn Monaten Krieg zu führen und zum fünftenmal hierher, nach Stalingrad zu fahren. Es liegt noch so viel vor ihr, das ganze Leben, die ganze Liebe und vielleicht sogar, wer weiss, der erste Kuss... Und jetzt diese Nacht, ein einziges Dröhnen, die brennende Stadt vor uns, und ein zwanzigjähriges Mädchen fährt dahin zum fünftenmal. Aber man muss fahren, wenn es auch unheimlich ist. Fünfzehn Minuten später wird sie durch die brennenden Häuser gehen und irgendwo zwischen Trümmern einer Vorstadtstrasse unter dem Pfeifen der Splitter Verwundete bergen, sie nach hinten tragen und,

nachdem sie abgeliefert hat, zum sechstenmal hierher zurückkehren.

Da ist die Anlegestelle. Ein steiler Anstieg den Berg hinan, und dieser schreckliche Geruch von ausgebrannten Wohnungen. Der Himmel ist schwarz, aber die Skelette der Häuser sind schwärzer. Ihre zerfetzten Gesimse, ihre zur Hälfte abgestürzten Mauern stechen in den Himmel, und wenn irgendwo weit die Explosion einer Bombe den Himmel für einen Augenblick rötet, sehen die Ruinen der Häuser aus wie die Zinnen einer Festung.

Jawohl, das hier ist eine Festung! In einem unterirdischen Gewölbe arbeitet der Stab. Hier ist, unter der Erde, das für jeden Stab typische Gewimmel. Von Schlaflosigkeit bleiche Telegraphistinnen klopfen ihr «Strich-Punkt-Strich», verstaubte, von abstürzender Stukkatur wie mit Schnee bedeckte Verbindungsoffiziere kommen eiligst. Nur figurieren in ihren Meldungen nicht mehr die Nummern von Anhöhen, Hügeln und Verteidigungsstellungen, sondern die Bezeichnungen von Strassen, Vororten, Siedlungen, manchmal sogar einzelnen Häusern.

Der Stab mit der Verbindungszentrale ist tief unter der Erde geborgen. Das ist das Hirn der Verteidigung und darf keinen Zufällen ausgesetzt sein. Die Menschen sind ermüdet,

alle haben schwere, schlaflose Augen und bleifarbiges Gesicht. Ich versuche zu rauchen, aber ein Streichholz nach dem andern verlischt: zu wenig Sauerstoff hier unter der Erde...

Wir fahren langsam, fast tastend, in einem Kraftwagen mit Schusspuren vom Stab zu einem Gefechtsstand. Zwischen den zerstörten und abgebrannten Gebäuden steht ein unbeschädigtes Haus. Durch das Tor fahren polternd und knarrend mit Brot beladene Fuhrn. In diesem unbeschädigten Haus ist die Bäckerei. Die Stadt lebt, sie lebt, was auch geschieht. Die Fuhrn knarren durch die Strassen. Plötzlich bleiben sie stehen. Vorn, irgendwo an der nächsten Ecke explodiert mit greller, blendender Flamme eine Mine.

Morgen. Über unsern Köpfen ein gleichmässiges Viereck blauen Himmels. In einem Betriebsgebäude, dessen Bau noch nicht beendet war, liegt der Brigadestab. Die nach Norden, in Richtung der deutschen Stellungen führende Strasse liegt unter Granatwerferfeuer. Und da, wo früher einmal vielleicht ein Verkehrsposten stand, der Anweisung gab, wo man die Strasse überschreiten durfte und wo nicht, steht jetzt, von Mauerresten gedeckt, ein MP-Schütze, der einem die Stelle zeigt, wo die Strasse abschüssig wird und wo man sie ungesehen von den Deutschen, ohne die Stellung des Stabs zu ver-

raten, überqueren kann. Vor einer Stunde wurde hier ein MP-Schütze getroffen. Jetzt steht ein neuer auf dessen gefährvollem Posten und «regelt den Strassenverkehr».

Es ist schon ganz hell. Heute ist ein sonniger Tag. Wir sitzen auf der Beobachtungsstelle in weichen Plüschsesseln, weil die Beobachtung im fünften Stock eines Hauses, in der gut möblierten Wohnung eines Ingenieurs eingerichtet ist. Die Blumentöpfe vom Fensterbrett stehen auf dem Fussboden. Am Fenster ist das Scherenfernrohr befestigt. Übrigens ist das Scherenfernrohr nur für die Fernbeobachtung, die sogenannten vordersten Linien kann man von hier mit blossen Augen sehen. Da...!

Da fahren an den letzten Häusern der Siedlung deutsche Kraftwagen entlang. Jetzt spritzt ein Kraftfahrer vorbei. Da gehen Deutsche zu Fuss. Von unserer Seite werden ein paar Minen abgefeuert und explodieren drüben ... Ein deutscher Kraftwagen bleibt mitten auf der Strasse stehen, der andere fährt hin und her, drückt sich an die Siedlungshäuser. Sofort heulen als Antwort deutsche Minen über unsere Köpfe hinweg und schlagen in die Nachbarhäuser ein.

Ich gehe vom Fenster zu dem mitten im Zimmer stehenden Tisch. Da steht eine kleine Vase mit verwelkten Blumen; Bücher, Schul-

hefte liegen zerstreut. Auf einem Heft steht sorgfältig von Kinderhand geschrieben das Wort «Aufsatz». Ja, in diesem Haus, in dieser Wohnung ist wie in vielen andern das Leben mitten im Satz abgerissen. Aber es muss weitergehen, und es wird weitergehen, weil doch grade dafür hier zwischen Ruinen und Brandstätten unsere Rotarmisten kämpfen und fallen.

Noch ein Tag, noch eine Nacht. Die Strassen der Stadt sind noch öder geworden, aber ihr Herz schlägt. Wir fahren am Tor einer Fabrik vor. Arbeiterposten in Mänteln oder Lederjacken, Riemen und Gürtel umgeschnallt, ähnlich den Rotgardisten von 1918, prüfen streng unsere Papiere. Und nun sitzen wir in einem der unterirdischen Räume. Alle, die geblieben sind, um das Fabrikgelände und die Werkhallen zu schützen, der Direktor, die Diensthabenden, die Feuerwehrleute, die Arbeiter aus der Verteidigungsgruppe: alle sind auf ihren Posten.

Es gibt keine blossen «Einwohner» mehr, in der Stadt sind nur Verteidiger geblieben. Und was auch geschehen ist, wieviel Werkbänke die Betriebe auch abmontiert haben: Werkhalle bleibt immer Werkhalle; und die alten Arbeiter, die den besten Teil ihres Lebens ihrem Betrieb gegeben haben, schützen bis zuletzt, bis zur äussersten menschlichen Möglichkeit diese

Werkhallen, deren Fenster ausgeschlagen sind und in denen man noch den Rauch der eben gelöschten Brände riecht.

«Wir haben hier nicht alle angemerkt», sagt der Direktor und zeigt auf eine Tafel. Dann erzählt er, wie vor einigen Tagen deutsche Panzer an einer Stelle unsere Verteidigungslinie durchbrachen und gegen die Fabrik anrückten. Das erfuhr man in der Fabrik. Man musste in höchster Eile, noch vor Anbruch der Nacht, den Rotarmisten zu Hilfe kommen und die Durchbruchstelle verstopfen. Der Direktor rief den Leiter der Reparaturwerkstatt zu sich. Er gab ihm den Befehl, so schnell wie möglich die Reparatur einiger Kampfwagen zu beenden, die schon fast beendet war. Leute, die mit eigenen Händen Panzer reparieren, können sich in einer so entscheidenden Minute auch hineinsetzen und Panzerführer werden ...

An Ort und Stelle, auf dem Fabrikgelände, wurden aus Landsturmleuten – Arbeitern aus den Werkstätten und der Übernahmeabteilung – mehrere Panzerbesatzungen aufgestellt. Sie setzten sich in die Wagen, rasselten über den leeren Hof und fuhren durch das Fabriktor gradewegs in den Kampf. Sie waren die ersten, die sich den durchgebrochenen Deutschen an der steinernen Brücke über das schmale Flüs-

chen in den Weg stellten. Sie waren von den Deutschen durch eine tiefe und breite Schlucht getrennt, die von Panzern nur über die Brücke passiert werden konnte. Und grade auf dieser Brücke stiess die deutsche Panzerkolonne auf die des Betriebs. Es entspann sich ein erbittertes Artillerieduell. Indessen begannen deutsche MP-Schützen, sich einen Weg durch die Schlucht zu bahnen. In diesen Stunden stellte der Betrieb der deutschen Infanterie seine eigene Betriebsinfanterie entgegen. Hinter den Panzern kamen zwei Abteilungen Landsturmleute und rückten in die Schlucht vor. Die eine Abteilung kommandierten der Miliz-Chef Kostjutschenko und der Dekan einer Fakultät des Instituts für Mechanik, Paschtschenko. Die andere wurde von dem Meister der Werkzeugmacherei, Popow, und dem alten Giesser Kriwulin geführt. An den steilen Abhängen der Schlucht entspann sich ein Kampf, der häufig in Handgemenge überging. In diesen Kämpfen Mann gegen Mann fielen die alten Betriebsarbeiter Kondratjew, Iwanow, Wolodin, Simonow, Momotow, Fomin und andere, deren Namen in der Fabrik jetzt in aller Munde sind.

An diesem Tag bekam die Werksiedlung ein anderes Gesicht. In den Strassen, die zur Schlucht führen, wuchsen Barrikaden auf. Kes-

selbleche, Panzerplatten, Rumpfe von abmontierten Tanks – alles wurde eingebaut. Wie im Bürgerkrieg trugen die Frauen den Männern die Patronen zu, und die Mädchen gingen gradewegs aus den Werkstätten in die vorderste Stellung, verbanden die Verwundeten und trugen sie zurück. Viele sind an diesem Tag gefallen, aber um diesen Preis haben Arbeiterlandsturm und Rotarmisten die Deutschen bis zur Nacht aufgehalten, bis frische Truppen an der Durchbruchsstelle eintrafen.

Die Fabrikhöfe sind verödet. Der Wind pfeift durch leere Fenster. Und wenn in der Nähe eine Mine explodiert, klirren auf dem Asphalt die Splitter zerbrochener Scheiben. Aber die Fabrik kämpft so, wie die ganze Stadt kämpft. Und wenn man sich an Bomben, Minen, Kugeln, Gefahr überhaupt gewöhnen kann, so hat man sich hier daran gewöhnt. So gewöhnt wie nirgends sonst.

Wir stehen auf einer Brücke über einer Schlucht in der Stadt. Ich werde das Bild nie vergessen. Eine lange Schlucht, die sich weit nach links und nach rechts zieht. Und in der ganzen Schlucht wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen. Eine Höhle neben der anderen. Ganze Strassen sind ausgeschachtet. Die Höhlen sind mit angekohlten Brettern, mit Fetzen be-

deckt. Die Frauen haben alles hergeschleppt, womit sie ihre Kinder vor Regen und Wind schützen können. Es lässt sich kaum mit Worten ausdrücken, wie traurig es ist, an Stelle der lebhaften Stadt mit ihren Strassen und Plätzen diese jämmerlichen Menschennester zu sehen.

Wieder am Stadtrand, in der sogenannten vordersten Stellung. Trümmer von weggefügten Häusern, niedrige, von Minen zerfetzte Hügel. Wir sind überrascht, hier einen Menschen zu treffen, einen der vier, denen vor etwa einem Monat die Zeitungen ihre Leitartikel gewidmet haben. Damals haben sie fünfzehn deutsche Panzer verbrannt, diese vier Panzerjäger: Alexander Belikow, Peter Samoilow, Iwan Olejnikow und dieser... Peter Boloto, der jetzt überraschend hier vor uns auftaucht. Tatsächlich, warum übrigens überraschend? Ein Mensch wie er muss doch hier sein, in Stalingrad. Grade solche wie er verteidigen heute die Stadt. Und grade weil sie solche Verteidiger hat, hält sich die Stadt nun schon einen ganzen Monat, trotz allem, Trümmern, Feuer und Blut.

Peter Boloto ist ein kräftiger, untersetzter Mensch, mit offenem Gesicht. Seine Augen blinzeln verschmitzt. Wir erinnern ihn an den Kampf, in dem sie die fünfzehn Panzer vernichtet haben. Da lächelt er und sagt: «Als

der erste Panzer auf mich losfuhr, dachte ich schon: Jetzt ist alles zu Ende, weiss Gott. Und dann kam der Panzer ganz nah, fing an zu brennen, und da war es schon mit ihm und nicht mit mir zu Ende. Übrigens, wissen Sie, in diesem Kampf habe ich mir fünf Zigaretten gedreht und aufgeraucht. Nun, vielleicht nicht bis zu Ende, ich will nicht lügen... aber doch fünf Zigaretten gedreht. Im Gefecht ist das so: wenn die Zeit es erlaubt, schiebt man das Gewehr weg und raucht sich eine an. Rauchen darf man im Gefecht, man darf nur nicht vorbeischiessen. Aber schiesst man einmal vorbei, wird man nie mehr rauchen – so ist das.»

Peter Boloto hat das breite, ruhige Lächeln eines Menschen, der von der Richtigkeit seiner Einstellung zu seinem Soldatenleben überzeugt ist: einem Leben, in dem man manchmal Atem schöpfen und rauchen kann, in dem man aber niemals vorbeischiessen darf.

Verschiedenerlei Menschen verteidigen Stalingrad. Aber viele, sehr viele haben dieses breite, überzeugte Lächeln wie Peter Boloto, haben ebenso ruhige, feste, nie vorbeischiessende Soldatenhände. Und darum kämpft die Stadt, kämpft sogar dann, wenn es hie und da fast unmöglich scheint.

Der Kai, besser das, was von ihm übrigge-

blieben ist: Gerippe verbrannter Autos, Trümmer ans Ufer geworfener Schleppkähne, windschiefe, noch unversehrte Häuschen. Ein heisser Tag. Die Sonne ist von dichtem Rauch verhüllt. Heute bombardieren die Deutschen wieder die Stadt seit dem Morgen. Ein Bomber nach dem andern im Sturzflug. Der ganze Himmel ist voll von den Explosionen der Flakgeschosse: er sieht aus wie das gefleckte, graublaue Fell irgendeines Tiers. Die Jäger drehen sich mit heulenden Motoren. Über unseren Köpfen geht ein erbitterter Kampf, der nicht eine Minute aussetzt. Die Stadt kämpft um jeden Preis, und wenn dieser Preis hoch ist, und die Leistungen der Menschen sind hart und schwer, ihre Leiden aber unerhört, so kann man daran gar nichts machen: es ist ein Kampf auf Leben und Tod.

Unter leisem Plätschern trägt die Wolga einen verkohlten Balken auf den Sand zu unsern Füßen. Auf diesem Balken liegt eine Frau. Sie hält ihn mit versengten, gekrümmten Fingern umfaßt. Die Frau ist ertrunken. Ich weiss nicht, woher sie die Wellen getragen haben. Vielleicht ist sie eine von denen, die auf dem Dampfer umgekommen sind, vielleicht gehört sie zu den bei dem Brand bei den Anlegestellen Getöteten. Ihr Gesicht ist verzerrt:

ihre Todesqual muss unglaublich gewesen sein. Das haben die Deutschen getan, das haben sie vor unsern Augen getan. Mögen sie dann nicht um Schonung bitten... keinen von denen, die das gesehen haben. Nach Stalingrad verschonen wir sie nicht.

25. September 1942

Wassili Grossmann

Stalingrad verteidigt sich

I

In der Richtung des Hauptstosses

«Nachts bezogen die Regimenter der Division unter dem Kommando des Obersten Gurtjew die Hauptwiderstandslinie. Das Werk sah schon immer streng und düster aus, aber wohl kaum in der Welt hatte ein Platz einen derart düster strengen Anblick, wie er sich den Männern der Division an diesem Oktobermorgen des Jahres 1942 bot. Finster ragten die Kolosse der Werkhallen auf, schon stellenweise vom Rost angefressene Schienengeleise glänzten feucht, zerstörte Güterwagen türmten sich übereinander, Berge von Eisenpfosten lagen überall auf dem weiten Platz des Fabrikhofs, rote Schlackenhügel, Kohlenhaufen, darüber die mächtigen Schornsteine des Werkes, die an vielen Stellen von Artilleriegeschossen durchlöchert waren. Auf dem Asphalt des Fabrikhofs gähnten schwarz die von Fliegerbomben gerissenen

Trichter, Granatsplitter, von der Gewalt der Explosionen wie Kattunlappen zerfetzt, lagen überall herum.

Vor diesem Werk sollte die Division in Stellung gehen. Im Rücken hatte sie die kalte dunkle Wolga. Zwei Regimenter verteidigten den Betrieb, das dritte einen tiefeingeschnittenen Graben, der durch die Werksiedlungen zur Wolga führte. Die Kämpfer und Kommandeure des Regiments nannten diesen Graben die «Todesschlucht». Ja, im Rücken hatten sie den eisig dunklen Strom, hinter ihren Schultern lag das Schicksal Russlands. Die Division musste stehen, auf Leben und Tod.

Was sich im Weltkrieg 1914-1918 auf zwei Fronten verteilte, was Russland im vergangenen Jahr auf einer Frontbreite von dreitausend Kilometer gegenüberstand, richtete sich nun im Sommer und Herbst 1942 wie ein schwerer Hammerschlag ausschliesslich gegen Stalingrad und den Kaukasus. Aber das ist noch nicht alles; hier in Stalingrad haben die Deutschen neuerlich ihre Offensivkraft in einem noch engeren Raum zusammengefasst. Sie stabilisierten ihre Kampfwirksamkeit im südlichen und mittleren Sektor der Stadt und richteten die ganze Feuerkraft: ihre unzähligen Granatwerferbatterien, ihre Tausende von Geschützen und Flugzeuggeschwader auf den nördlichen Teil der Stadt und

auf das im Mittelpunkt des Industriebezirks stehende Werk. Die Faschisten nahmen an, dass Menschenkraft einer derartigen Anspannung nicht gewachsen wäre, dass sich auf Erden keine Herzen und Nerven fänden, die diesem rasenden Inferno von Feuer, kreischendem Metall, wankendem Boden und tollgewordener Luft standhalten könnten. Das ganze Teufelswerk des deutschen Militarismus ward hier zusammengefasst und eingesetzt – Panzerriesen und Flammenwerferpanzer, sechsläufige Granatwerfer, ganze Armaden von Stukas mit Heulsirenen, Splitter- und Sprengbomben. Hier schossen die MP-Männer mit Dumdumpatronen und die Mannschaften der Granatwerfer legten Brandgeschosse ein. Hier war die ganze deutsche Artillerie in Wirksamkeit, angefangen von den kleinkalibrigen halbautomatischen PAKs bis zu den schwersten weittragenden Geschützen. Hier war es Tag und Nacht vom Schein der Brände und Raketen hell, hier war es Tag und Nacht dunkel vom Qualm der Feuersbrünste und dem künstlichen Rauch deutscher Nebelkommandos. Hier war das Getöse kompakt wie das Erdreich selbst, und die kurzen Augenblicke der Stille schienen beängstigender und grausiger als der Donner der Schlacht; und wenn die Welt sich verneigt vor dem Heldentum der russischen

Heere, wenn man in der Roten Armee überall begeistert von den Verteidigern Stalingrads spricht, so hören wir hier, mitten in Stalingrad, die Kämpfer ehrfurchtsvoll sagen: «Ja, was sind wir schon! Die Leute, die das Werk halten, das sind Kerle!»

«In der Richtung des Hauptstosses» – bedeutungsschwere Worte sind das für jeden Militär. Kein furchtbareres Wort gibt es im Krieg, und daher war es kein Zufall, dass an diesem grauen Herbstmorgen eben die sibirische Division des Oberst Gurtjew die Verteidigungsstellung beim Werk bezog. Die Leute aus Sibirien sind ein kerniges und strenges Volk, an Kälte und Strapazen gewöhnt, wortkarg, ordnungs- und disziplinliebend und scharf in ihrer Rede. Ein zuverlässiger, knorrig starker Menschenschlag sind die Sibirier. In finstern Schweigen rissen sie mit Spitzhacken den steinigen Boden auf, schlugen Schiesscharten in die Fabrikmauern, gruben Unterstände, Schützengräben und Laufgänge.

Oberst Gurtjew, ein hagerer Mann von fünfzig Jahren, hatte im Jahre 1914 im zweiten Semester das Polytechnische Institut verlassen und war als Freiwilliger in den Weltkrieg gegangen. Er diente bei der Artillerie und kämpfte bei Warschau, Baranowitsch und Tschertoriisk

gegen die Deutschen. 28 Jahre seines Lebens hat der Oberst dem Militärberuf geweiht, er hat gekämpft und hat Kämpfer erzogen. Zwei Söhne von ihm sind als Leutnants an die Front gegangen. Im fernen Omsk blieben seine Frau und seine Tochter, eine Studentin, zurück. Und an diesem feierlich schweren Tag dachte der Oberst an seine Söhne, die Leutnants, an die Tochter, die Frau, an die vielen Dutzende von jungen Kommandeuren, die er ausgebildet hatte, an sein ganzes langes, arbeitsames und spartanisch einfaches Leben. Ja, die Stunde war gekommen, wo alle Prinzipien der Kriegswissenschaft, der Moral und Pflicht, die er mit so unnachgiebiger Beharrlichkeit seinen Söhnen, seinen Schülern und Mitarbeitern eingepflichtet hatte, erprobt werden sollten. Mit innerer Erregung überflog der Oberst die Gesichter seiner sibirischen Soldaten – der Leute aus Omsk, Nowosibirsk, Krassnojarsk und Barnaul, mit denen ihm vom Schicksal beschieden war, den Ansturm des Feindes abzuwehren.

Gut vorbereitet rückten die Sibirier in ihre grosse Verteidigungsstellung. Die Division hatte eine gute Ausbildung erhalten, ehe sie hier eingesetzt wurde. Klug, mit pedantischer Sorgfalt bildete Oberst Gurtjew seine Kämpfer aus und stellte grosse Anforderungen an sie. Er

wusste, wie beschwerlich die Übungen auch sein mochten – die nächtlichen Sturmangriffe, das Überrollen von Panzern über die im Graben sitzenden Kämpfer, die langen Märsche –, um ein Vielfaches schwerer und härter war die Wirklichkeit des Krieges. Er glaubte fest an die Stärke und Standhaftigkeit seiner sibirischen Regimenter. Er hatte sie auf dem Weg zur Front erprobt, wo sich auf der langen Fahrt nur ein Zwischenfall ereignete: ein Kämpfer hatte das Gewehr aus dem Zug fallen lassen, war in voller Fahrt abgesprungen, hatte es aufgehoben und war drei Kilometer weit bis zur nächsten Station zu Fuss gerannt, um den zur Front fahrenden Zug einzuholen. Er hatte später die Standhaftigkeit der Regimenter in den Stalingrader Steppen erprobt, wo die noch kampfungewohnten Leute zum erstenmal einen plötzlichen Angriff von dreissig deutschen Panzern in voller Ruhe abwehrten. Er erprobte die Ausdauer der Sibirier während des Anmarsches nach Stalingrad, als die Leute in 48 Stunden 200 Kilometer zurücklegten. Und dennoch blickte der Oberst mit verhaltener Erregung auf die Gesichter seiner Kämpfer, die jetzt die Hauptwiderstandslinie im Raum des Hauptangriffszieles bezogen.

Gurtjew hatte zu seinen Kommandeuren voll-

stes Vertrauen. Der junge, nimmermüde Stabschef Oberst Tarassow konnte tage- und nächtelang in dem von Einschlügen erschütterten Unterstand über den Karten und dem komplizierten Gefechtsplan sitzen. Seine Geradheit und unbarmherzig folgerichtige Denkart, seine Gewohnheit, die Dinge unbeschönigt zu sehen und die militärische Wahrheit herauszufinden, wie bitter sie auch sein mochte, entsprang einem eisernen Glauben. In diesem kleinen und dünnen jungen Menschen mit dem Gesicht, der Redeweise und den Händen eines Bauern steckte eine unbändige geistige und seelische Kraft. Spirin, der stellvertretende Divisionschef für politische Arbeit besass einen starken Willen, scharfen Verstand und asketische Bescheidenheit; er hatte die Fähigkeit, in allen Lebenslagen sein ruhiges und heiteres Lächeln zu bewahren, auch dann, wenn dem ruhigsten und heitersten Menschen das Lachen verging. Die Regimentsführer Markelow, Michaljow und Tschamow waren der Stolz des Obersten, er glaubte an sie wie an sich selbst. Von der ruhigen Tapferkeit Tschamows, von dem unbeugsamen Willen Markelows und der prächtigen Herzensgüte Michaljows, der die Liebe des ganzen Regiments genoss und wie ein Vater für seine Untergebenen sorgte, einem weichen

und sehr sympathischen Menschen, dem das Gefühl für Angst völlig abging, sprach man überall in der Division mit Liebe und Bewunderung. Und dennoch blickte der Oberst Gurtjew mit verhaltener Erregung auf die Gesichter seiner Kommandeure, denn er wusste was es bedeutete, «Richtung des Hauptstosses», was es heisst, die Schlüsselstellung der Stalingrader Verteidigung zu halten.

«Schaffen sie es, werden sie standhalten?» dachte der Oberst. Kaum hatte die Division sich in den steinigen Boden Stalingrads eingegraben, kaum sass die Divisionsleitung in ihrem tiefen, in einen Sandsteinfelsen über der Wolga gehauenen Stollen, kaum zog sich der Draht von den Kommandoständen zu den Feuerstellungen der Artillerie, die sich jenseits der Wolga befanden, und die Funkapparate begannen zu tacken, kaum hatte die Dämmerung die Dunkelheit der Nacht abgelöst, als auch schon das Feuer des Gegners einsetzte. Acht Stunden hintereinander gingen die «Junkers 87» im Sturzflug über Division nieder, acht Stunden, ohne auch nur eine Minute Atempause, rollten die deutschen Flugzeuge Welle auf Welle über sie hinweg, acht Stunden lang kreischten Sirenen, piffen Bomben, schwankte der Erdboden, stürzten die Reste der Ziegelgebäude ein, acht Stunden lang stand

Rauch und Staub in dicken Schwaden in der Luft, und durchbohrend heulten die Splitter. Wer je gehört hat, wie die von Bomben zum Bersten erhitzte Luft brüllt, wer je die Spannung eines zehn Minuten langen Grossangriffs der deutschen Luftwaffe erlebt hat, der weiss, was ein achtstündiges Bombardement aus Sturzkampfflugzeugen bedeutet.

Acht Stunden lang feuerten die Sibirier aus allen Rohren auf die Feindflugzeuge, und ein an Verzweiflung grenzendes Gefühl muss wohl die Deutschen erfasst haben, als von dieser brennenden, von schwarzem Rauch und Staub verhüllten Fabrikerde noch immer trotzig das Knacken der Gewehrsalven, das Knattern der MGs, das kurze Knallen der Panzerbüchsen und das gleichmässige Krachen der Flak ertönte. Da setzten die Deutschen ihre schweren Regimentsgranatwerfer und Kanonen ein. Das eintönige Zischen der Wurfminen und das Brüllen der Granaten mengte sich mit dem Heulen der Sirenen und dem Getöse krepierender Bomben. Das ging so bis zur Nacht. In hartem, trauervollem Schweigen begruben die Rotarmisten ihre gefallenen Kameraden. So endete ihr erster Tag, sozusagen der Einzug. Die ganze Nacht hindurch schossen die Granatwerfer und Kanonen der Deutschen.

In dieser Nacht traf Oberst Gurtjew auf dem Befehlsstand zwei alte Freunde, die er über zwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Die Männer, die sich jung und noch unverheiratet getrennt hatten, fanden sich jetzt grauhaarig und mit zerfurchten Gesichtern wieder. Zwei von ihnen befehligten Divisionen, der dritte eine Panzerbrigade. Sie umarmten sich, und alle Umstehenden – ihre Stabschefs, die Adjutanten und die Majore der operativen Abteilungen – sahen Tränen in den Augen dieser kampfvergrauten Männer. «Welch ein Schicksal, Welch ein Schicksal», sagten sie. Und in der Tat, etwas Erhabenes und Ergreifendes lag darin, dass sich die Jugendfreunde hier, in dieser ernsten Stunde, unter den rauchenden Fabrikhallen und Ruinen Stalingrads, wiederfanden. Es musste wohl der rechte Weg gewesen sein, wenn sie sich hier bei der Erfüllung ihrer hehren und schweren Pflicht von Neuem begegneten.

Während der ganzen Nacht dröhnte die deutsche Artillerie, und kaum war die Sonne über der von deutschem Eisen zerpflogten Erde aufgegangen, als vierzig Sturzbomber auftauchten. Und wieder heulten die Sirenen, wieder stieg die schwarze Rauch- und Staubwolke über dem Werk auf und verhüllte die Erde, die Werkhallen, die zerstörten Waggonen, und auch

die hohen Schornsteine ertranken im schwarzen Nebel. An diesem Morgen blieb das Regiment Markelows nicht in der Erde. Es verliess seine Bunker, Unterstände und Gräben, es kam aus seinen Beton- und Steinlöchern hervor und ging zum Angriff über, um dem entscheidenden Sturm der Deutschen zuvorzukommen. Die Bataillone rückten vor, über Berge von Schlacke, über Häusertrümmer, am Granitgebäude der Werkleitung vorbei, über Eisenbahngleise, durch die Anlagen der Vorstadt. Sie rückten vor, und über ihren Häuptern hing die ganze Hölle der deutschen Luftwaffe. Ein Eisenhagel schlug ihnen ins Gesicht, aber unaufhaltsam rückten sie vor, und eine abergläubische Furcht muss wohl den Feind übermannt haben: sind es Menschen, die da angreifen, sind es Sterbliche?

Ja, sie waren sterblich. Das Regiment Markelow kämpfte sich einen Kilometer vor, bezog eine neue Stellung und befestigte sich dort. Nur hier weiss man, was ein Kilometer bedeutet. Tausend Meter, hunderttausend Zentimeter. In der Nacht griffen die Deutschen das Bataillon mit vielfach überlegenen Kräften an. Deutsche Infanterieregimenter gingen vor, schwere Panzer rollten an, Maschinengewehre überschütteten die Stellungen mit Eisen. Besoffene MP-Schützen berannten sie mit der Hartnäckigkeit von

Somnambulen. Wie sich Markelows Regiment in jener Nacht schlug, kündeten die toten Leiber der Kämpfer, erzählten die Freunde, die hörten, wie eine Nacht, einen Tag und wieder eine Nacht das russische Maschinengewehrfeuer nicht verstummte und die russischen Granaten krachten. Von dieser Schlacht geben die zerschossenen deutschen Panzer und die langen – zugweise, kompanieweise, bataillonsweise angetretenen – Reihen von Kreuzen mit deutschen Stahlhelmen Kunde. Ja, sie waren einfache Sterbliche und nur wenige von ihnen kamen zurück, aber sie haben ihre Pflicht erfüllt!

Am dritten Tag lastete die deutsche Luftwaffe nicht mehr acht, sondern zwölf Stunden über der Division. Auch nach Anbruch der Nacht blieben die Flugzeuge in der Luft, vom dunklen Nachthimmel heulten die Sirenenstimmen der Junkers, und wie schwere und dicht aufeinanderfallende Hammerschläge fielen die Sprengbomben auf die in rotem, rauchigem Brand lodernde Erde. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bearbeiteten die deutschen Granatwerfer und Kanonen die Division. Hundert Artillerieregimenter hatten die Deutschen im Raum von Stalingrad. Bisweilen schossen sie Feuerwalzen, und nachts systematisches Störungsfeuer. Hand in Hand mit ihnen wirkten die Granatwerfer-

batterien. Mehrmals am Tag verstummten plötzlich die deutschen Kanonen und Granatwerfer, schwand mit einemmal die lastende Schwere der Sturzbomber. Eine ungewohnte Stille trat ein. Dann schrien die Beobachter: «Achtung!», und die Vorposten griffen nach den Flaschen mit Brenngemisch, die Panzerjäger banden die leinenen Patronensäckchen auf, die MP-Schützen rieben mit der Handfläche über ihre PPS, die Handgranatenwerfer rückten die Kästen mit den Granaten näher. Diese minutenkurze Stille verhiess keine Ruhe. Das war die Ruhe vor dem Sturm. Gleich darauf zeigte das Klirren Hunderter von Raupenkettengliedern und das dumpfe Rattern der Motoren das Nähern der Panzer an, und der Leutnant rief: «Genossen, Achtung, links dringen MP-Schützen durch!»

Manchmal kamen die Deutschen bis auf 30, 40 Meter heran, und die Sibirier sahen ihre schmutzigen Gesichter, ihre zerrissenen Mäntel und hörten in gebrochenem Russisch geschriene Drohungen, und wenn dann die Deutschen wieder zurückfluteten, fielen die Stukas, das Trommelfeuer der Artillerie und die Granatwerfer mit erneuter Wut über die Division her.

Ein hervorragendes Verdienst bei der Abwehr der deutschen Angriffe errang sich unsere Artillerie. Fugenfirow, der Kommandeur des Ar-

tillierieregiments, und die Kommandeure der Abteilungen und Batterien befanden sich mit den Bataillonen und Kompanien der Division in der Feuerlinie. Sie waren durch Funk mit den Feuerstellungen verbunden, und die Dutzende von schweren Geschützen am linken Ufer lebten im gleichen Pulsschlag, in der gleichen Spannung mit der Infanterie, teilten ihr Leid und ihre Freude. Dutzende von Ruhmestaten vollbrachte die Artillerie. Sie umgab die Infanteriestellungen mit einem stählernen Mantel, zerknackte, als wären sie aus Blech, die über schweren deutschen Panzer, gegen die die Panzerjäger machtlos waren. Wie mit einem Schwertstreich hieb sie die MP-Schützen ab, die an den Wänden der Panzer klebten. Sie sprengte Lager und hob deutsche Minenwerferbatterien in die Luft. Nirgends hat die Infanterie während dieses ganzen Krieges die Waffengemeinschaft und die ganze Macht der Artillerie so stark empfunden wie hier in Stalingrad.

Innerhalb eines Monats griffen die Deutschen hundertsechzehnmal die Regimenter der sibirischen Division an. Ein Tag war besonders furchtbar; an diesem Tag gingen die Faschisten dreiundzwanzigmal mit Panzern und Infanterie zum Angriff vor. Aber auch diese dreiundzwan-

zig Attacken wurden abgeschlagen. Mit Ausnahme von drei Tagen belegte die deutsche Luftwaffe die Division im Laufe dieses Monats Tag für Tag 10 bis 12 Stunden lang mit Bomben. Und das alles an einem Frontabschnitt von anderthalb bis zwei Kilometer Länge. Dieses Getöse konnte die ganze Menschheit betäuben, Feuer und Metall reichten zur Vernichtung eines ganzen Staates aus. Die Deutschen dachten die moralische Kraft der sibirischen Regimenter zu brechen. Sie glaubten, sie hätten das Mass des Widerstandsvermögens menschlicher Herzen und Nerven überspannt. Aber etwas Erstaunliches trat ein: die Leute waren nicht niederzuzwingen, sie verloren nicht den Verstand, sie büssten nicht die Gewalt über ihre Herzen und Nerven ein, sie wurden stärker und ruhiger. Die wortkargen, kernigen Sibirier wurden hier noch wortkarger und ernster. Die Rotarmisten bekamen ausgemergelte Gesichter, ihre Augen blickten finster. Hier, im Raum des Hauptangriffs der deutschen Streitkräfte, erklang in den kurzen Minuten der Ruhe kein Lied, keine Ziehharmonika, kein heiteres Wort. Hier hielten die Menschen eine schier übermenschliche Belastung aus. Es gab Zeiten, wo sie drei, vier Tage lang nicht zum Schlafen kamen, und dem Divisionsführer, dem grauhaarigen Oberst Gurt-

jew, tat das Herz weh, als er einen Rotarmisten leise sagen hörte:

«Wir haben alles, was wir brauchen, Genosse Oberst, neunhundert Gramm Brot am Tag, und das heiße Essen wird uns pünktlich zweimal täglich in Thermosgefäßen nach vorn gebracht, aber es rutscht nicht.»

Gurtjew liebte und achtete seine Leute und er wusste, wenn es dem Soldaten nicht «rutscht», dann musste es ihm schon schwer, wirklich ganz schwer zumute sein. Diesmal aber war Gurtjew ruhig. Er begriff, dass keine Macht der Welt imstande war, die sibirischen Regimenter zum Wanken zu bringen. Grosse und harte Erfahrungen hatten die Rotarmisten und Kommandeure während dieser Kämpfe gesammelt. Noch undurchdringlicher, noch vollkommener wurde ihre Verteidigungsstellung ausgebaut. Vor den Werkhallen entstand ein ganzes Netz von Erd-bunkern, Unterständen, Laufgängen und Schütz-enlöchern. Die Schanzwerke lagen weit vorge-schoben vor den Werkhallen. Die Menschen lernten schnell und glatt unterirdische Manöver auszuführen, sich zu sammeln und zu zerstreuen, durch die Verbindungsgänge aus dem Werk in die Schützengräben und zurückzulaufen, je nachdem, wo der Feind eben die Angriffe der

Luftwaffe ansetzte oder wo die Panzer und Infanterie der angreifenden Deutschen sich zeigten.

Die wachsende Erfahrung stahlte die Männer und gab ihnen eine innere Festigkeit. Die Division verwandelte sich in einen vollkommenen, erstaunlich reibungslos funktionierenden einheitlichen Organismus. Den Menschen der Division entgingen die psychologischen Veränderungen, die in dem einen Monat ihres Hierseins in dieser Hölle, an der Hauptkampflinie der grossen Stalingrader Verteidigung, mit ihnen vorgegangen waren. Es schien ihnen, als wären sie immer so gewesen – in den wenigen kampf-freien Minuten seiften sie sich in den unterirdischen Badestuben, bekamen wie sonst ihr heisses Essen in Thermosgefässen, und die Kämpfer Makarewitsch und Karnouchow, denen nur inzwischen die Bärte gewachsen waren und die wie friedliche Dorf-Briefträger aussahen, trugen unter dem rasenden Feuer der Artillerie in ihren Ledertaschen Zeitungen und Briefe aus den fernen Dörfern im Omsker, Tjumener, Tobolsker und Krassnojarsker Gebiet in die vordersten Stellungen. Wie früher sprachen sie gern von ihren bäuerlichen Angelegenheiten, von der Tischlerei oder der Schmiede. Den sechsläufigen Granatwerfer der Deutschen nannten sie wegwerfend «Dummerjahn» und die

deutschen Stukas mit Sirenenkonzert «Quietscher» oder «Musikanten». Sie glaubten, sie hätten sich nicht verändert, und nur die Neuankömmlinge vom Wiesenufer blickten sie mit ehrfürchtiger Bewunderung an. Nur aus einem gewissen Abstand vermochte man die ganze eiserne Kraft der Sibirier zu erkennen, ihre Todesverachtung, ihre ruhige Entschlossenheit, bis zum Ende das schwere Los von Menschen zu tragen, die eine fast hoffnungslose Stellung auf Leben und Tod verteidigen.

Heroismus ist zur Lebensform, Heroismus ist zum Stil der Division und ihrer Menschen geworden. Heldenmut wurde zum Alltag, zur Gewohnheit. Überall war das zu spüren. Nicht nur in den Taten der Kämpfer. Heldenhaft war auch die Arbeit der Köche, die unter dem alles verzehrenden Feuer der deutschen Brandgeschosse Kartoffeln schälten. Voll grossen Heldentums war die Arbeit der jungen Sanitäterinnen, der Schülerinnen aus Tobolsk, Tonja Jegorowa, Soja Kalganowa, Wera Kaljada, Nadja Kasterina, Lolja Nowikowa und vieler ihrer Freundinnen, die im heissesten Gefecht die Verwundeten verbanden und ihren Durst stillten. Ja, wenn man die Leute der Division aus einem gewissen Abstand betrachtete, dann sah man, dass jede ihrer alltäglichsten Handlungen

heroisch war. Selbst dann, wenn der Zugführer Chamizki vom Verbindungsdienst friedlich auf einem Erdhügelchen vor seinem Bunker sass und «schöne Literatur» las, während ein Dutzend deutscher Sturzbomber mit Heulen und Brüllen die Erde pflügten. Auch dann, wenn der Nachrichtenoffizier Batrakow, nachdem er sich erst sorgfältig die Brille geputzt hatte, seine Meldungen mit einer derart alltäglichen Ruhe in die Feldtasche schob und zu einem zwanzig Kilometer langen Marsch durch die «Todeschlucht» aufbrach, als handle es sich um einen gewöhnlichen Sonntagsspaziergang; oder wenn der im Bunker bis über den Hals mit Erde und Holzplanken verschüttete MP-Schütze Kolossow das Gesicht zum stellvertretenden Kommandeur Spirin drehte und hell herauslachte; auch dann, wenn die rotbäckige Stabsstenotypistin, die rundliche Sibirierin Klawa Kopylowa im Unterstand einen Gefechtsbefehl zu tippen anfang, verschüttet und ausgegraben wurde, im zweiten Unterstand weiterschrieb, wieder verschüttet und wieder ausgegraben wurde und ihren Befehl dennoch im dritten Unterstand fertig schrieb und dem Divisionsführer zur Unterschrift vorlegte. Das waren die Menschen, die dem Hauptangriff des Feindes standhielten.

Um die dritte Woche herum setzten die

Deutschen zum entscheidenden Sturm gegen das Werk ein. Eine Gefechtsvorbereitung wie diese hat die Welt noch nicht gesehen. Achtzig Stunden hintereinander hämmerten die Luftwaffe, die schweren Granatwerfer und die Artillerie. Drei Tage und drei Nächte wurden zu einem einzigen Chaos von Rauch, Flammen und ohrenbetäubendem Tosen. Dann mit einemmal war alles still. Jetzt kamen die Panzer, schwere und mittelschwere, die Horden besoffener MP-Schützen und die stürmende Infanterie. Den Deutschen gelang es, auf das Werkgelände durchzubrechen, ihre Panzer brüllten an den Wänden der Werkstätten, sie brachen in unsere Verteidigung ein und schnitten die Befehlsstände der Division und Regimenter von der vordersten Linie ab. Es konnte scheinen, dass die ihrer Führung beraubte Division die Fähigkeit zum Widerstand verlöre, dass die Befehlsstände, unmittelbar dem Zuschlag des Gegners ausgesetzt, vernichtet würden.

Aber etwas Unfassbares trat ein: jeder Graben, jeder Unterstand, jedes Schützenloch in den befestigten Häuserruinen verwandelte sich in eine Festung mit eigener Leitung und eigener Verbindung. Sergeanten und einfache Rotarmisten wurden zu Kommandeuren, die klug und umsichtig die Angriffe abwehrten. Und in dieser

bitteren und harten Stunde verwandelten Kommandeure und Stabsarbeiter ihre Befehlsstände in Festungen und schlugen selbst wie einfache Rotarmisten die Angriffe des Feindes zurück. Zehn Angriffe wehrte Tschamow ab. Als dem riesigen rothaarigen Panzerführer, der Tschamows Befehlsstand verteidigte, weder Geschosse noch Patronen geblieben waren, sprang er aus dem Panzer und schlug die herbeilaufenden MP-Schützen mit Steinen zu Boden. Der Regimentsführer bediente selbst einen Granatwerfer. Regimentskommandeur Michaljow, der Liebling der Division, wurde von einem Bombenvolltreffer in seinem Befehlsstand getötet. «Unser Vater ist tot», sagten die Rotarmisten. Major Kuschmarjew, der an Michaljows Posten trat, verlegte seinen Befehlsstand in ein betoniertes Abflussrohr, das unter dem Werk hindurchführte. Mehrere Stunden lang hielten Kuschmarjew, sein Stabschef Djatlenko und sechs andere Kommandeure den Eingang zum Rohr. Sie hatten mehrere Kästen Handgranaten, und mit diesen Handgranaten schlugen sie alle Angriffe der deutschen MP-Schützen zurück.

Diese in ihrer Erbitterung einzigartige Schlacht dauerte ohne abzuflauen sechs Tage und sechs Nächte. Es ging schon nicht mehr um Häuser oder Werkhallen, es ging um jede

Treppenstufe, um jede Ecke in einem engen Gang, um jede Werkbank, um den Raum zwischen den Werkbänken und um das Rohr der Gasleitung. Es gab nicht einen einzigen Mann in der Division, der in diesem Kampf zurückwich. Und wo die Deutschen einen Raumgewinn hatten, war das nur das Zeichen dafür, dass dort kein Rotarmist mehr am Leben war. Alle schlugen sich, wie sich der riesengrosse rothaarige Panzerführer geschlagen hatte, dessen Namen Tschamow nie mehr erfahren konnte, wie der Pionier Kossitschenko, der mit den Zähnen die Handgranate abzog, weil ihm die linke Hand zerschossen war. Es war, als würden die Toten ihre Kraft den Lebenden übertragen, und es gab Augenblicke, wo zehn Mann eine Stellung hielten, die vorher von einem Bataillon verteidigt worden war. Viele Male gingen die Werkhallen von den Sibiriern zu den Deutschen über und wurden wieder von den Sibiriern zurückerobert. In dieser Schlacht trugen die Deutschen ihre Angriffe mit denkbar grösster Wucht vor. Alles, was sie bei diesem Grossangriff einzusetzen hatten, konzentrierten sie gegen das Hauptangriffsziel. Aber wie ein Mensch, der eine übermässig schwere Last stemmt, sich überhebt, so zerriss etwas im Mechanismus des Getriebes, das den zum entscheidenden Stoss

angesetzten Sturmbock in Bewegung hielt Die Kurve des feindlichen Ansturms fiel. Die Sibirier hatten der übermenschlichen Belastung standgehalten.

Unwillkürlich sucht man nach den Quellen dieser gewaltigen Standhaftigkeit Der Volkscharakter kommt in ihr zum Ausdruck, auch das Bewusstsein um die grosse Verantwortung und der finstere kernige Trotz der Sibirier, die vorzügliche militärische und politische Ausbildung und die strenge Diszipliniertheit. Aber auch eine andere Eigenschaft möchte ich nicht unerwähnt lassen, die in diesem grossen und tragischen Heldenlied ihre Rolle gespielt hat, und das sind die erstaunliche moralische Sauberkeit und die starken menschlichen Bande, die alle Männer der sibirischen Division miteinander verbinden. Ein Geist spartanischer Bescheidenheit ist allen Kommandeuren der Division gemein. Er zeigt sich in alltäglichen Kleinigkeiten, in dem Verzicht auf die etatmässig zustehenden hundert Gramm Branntwein für die ganze Zeit der Stalingrader Kämpfe, in der klugen, jedem Lärm abholden Sachlichkeit. Die Verbundenheit, die unter den Menschen der Division herrscht, sah ich in der Trauer, mit der man über die gefallenen Kameraden sprach. Ich hörte sie in den Worten eines Rotarmisten vom Regiment Mi-

chaljows, der auf die Frage: «Wie gehts bei euch?» antwortete: «Ach, wie soll es bei uns gehen. Unser Vater ist tot.»

Ich sah sie in dem rührenden Wiedersehen des grauhaarigen Oberst Gurtjew mit der Bataillonssanitäterin Soja Kalganowa, als diese nach ihrer zweiten Verwundung zur Truppe zurückkehrte. «Guten Tag, mein liebes, liebes Mädchen!» sagte Gurtjew leise und ging mit ausgestreckten Händen auf das schwächliche junge Mädchen mit den kurzgeschnittenen Haaren zu. So kann nur ein Vater seine Tochter begrüßen. Diese menschliche Verbundenheit und dieser Glaube aneinander haben Wunder vollbracht.

Die sibirische Division hat ihre Stellung gehalten, sie hat den Blick nicht nach rückwärts gewandt, denn sie wusste, in ihrem Rücken war die Wolga und das Schicksal des Landes.

26. November 1942

II

Die Wolgafähre

Die Wolga... Unter dem wolkenverhangenen Himmel eilen die dunklen Wellen dahin und Kälte geht von dem Wasser aus. Kaum verdichten sich die abendlichen Schatten, da kriechen aus den Bunkern, Unterständen, Gräben

und Verstecken die Menschen hervor, die die Fähre halten. 8'000 Wurfminen und 5'000 Geschosse haben die Deutschen in den letzten Wochen auf sie abgefeuert, 550 Fliegerbomben stürzten binnen zehn Tagen auf sie herab. Die Erde bei der Fähre ist von todbringendem Eisen durchpflügt.

In der Abenddämmerung zeigt sich die hohe dunkle Silhouette eines weit aus dem Wasser ragenden Schleppkahns. Mit heiserem herrischem Bass schreit der kleine Schleppdampfer kurz auf. Als hätte jemand ein Zauberwort ausgesprochen, wird alles ringsum lebendig: es summen die im Ufersand nur schwer vorwärtskommen den Lastkraftwagen, Rotarmisten tragen ächzend flache Kästen mit Artilleriemunition, Flaschen mit Brenngemisch, Patronen, Granaten, Brot, Zwieback, Wurst, Pakete mit Nahrungs-Extrakten. Der Schleppkahn verliert immer mehr an Höhe.

Das Feuer der Deutschen setzt keinen Augenblick aus. Nur ist es jetzt kein gezieltes Feuer; die Artilleriebeobachter des Feindes sehen die Vorgänge am Ufer nicht, und auch nicht die dunkle Weite des Flusses. Pfeifend fliegen die Geschosse über die Wolga und werfen, wenn sie krepieren, für einen Augenblick roten Schein über die Bäume und den

kalten Sand. Durchdringend heulend sausen Splitter in der Luft umher und rascheln im Ufergebüsch. Aber niemand beachtet sie. Mit rapider Geschwindigkeit, Hand in Hand greifend, grossartig in seiner Alltäglichkeit, geht das Verladen vor sich.

Im Feuer der deutschen Artillerie arbeiten die Menschen, wie es von alters her an der Wolga Brauch war: schwer und einmütig. Das brennende Stalingrad gibt die Beleuchtung für ihre Arbeit. Über der Stadt steigen Raketen auf, und in ihrem gläsern reinen Schein verblasst das trübe, rauchige Gelb der Brände. Eintausenddreihundert Meter Wolgawasser liegen zwischen den Anlegestellen am Wiesenufer und Stalingrad. In den kurzen Minuten der Stille konnten die Kämpfer des Pontonbataillons oft den plötzlich nahgerückten und durch die Entfernung traurig anmutenden Klang von Menschenstimmen hören: ein rollendes «A-ah». Dann ging unsere Infanterie zum Gegenangriff vor, und dieses langgezogene «Hurra» der Infanterie, die im lodernden Stalingrad kämpfte, diese nie verlöschenden Brände, deren qualmiger Atem über den breiten Fluss wehte, verlieh den Kämpfern bei der Fähre die Kraft, ihr hartes, heldenhaftes Werk zu vollbringen, in dem sich die schwere Alltagsarbeit des russi-

schen Arbeiters mit dem Kriegerstolz des russischen Soldaten paarte. Sie alle waren sich der Bedeutung ihrer Arbeit bewusst.

Die Fähre versorgte die Stalingrader Divisionen mit Brot und Waffen. Schleppkähne, Boote, Minensucher und Motorkutter gingen nach Stalingrad ab. Eine Sturmbrücke war in Betrieb, die die mitten im Fluss gelegene Insel mit dem rechten Wolgaufer verband.

Die Kämpfer des Pontonbataillons waren fast alle aus Jaroslawl. Diese Leute aus Jaroslawl halten untereinander gute Freundschaft, sie bilden eine grosse brüderliche Landsmannschaft. Der Stellvertretende Bataillonskommandeur für die politische Arbeit, Perminow, der auch von der Wolga stammt, ein Mann mit einem von der Sonne und vom Flusswind dunkelrot gebeizten Gesicht, war vom ersten Tag an bei der Überfahrt. Er hat eine laute Kommandostimme, die gewöhnt ist, das Getöse der krepierenden Geschosse zu übertönen. Selbst im Gespräch klingt es manchmal so, als erteile er Kommandos.

«Ja, Leute haben wir im Bataillon, ich finde gar keine Worte, die Jungens sind goldecht. Sie sind alle aus Jaroslawl und sind stolz auf ihre Stadt. Kürzlich erschien in der Zeitung ein langer Artikel über Jaroslawl, das Blatt wurde geradezu zerlesen; wir haben eine Ver-

sammlung abgehalten und über den Artikel debattiert. ‚Seht nur, was sie über unser Jaroslawl schreiben!‘ hiess es. Und eine erstaunliche Sache – die Arbeit an der Fähre ist doch gewiss hart – in den letzten Tagen hängen die feindlichen Flugzeuge wie schwarze Wolken über uns, eintausendachthundert Anflüge an einem Tag. Glauben Sie mir, man wird ganz taub von dem Geheul und Getöse – aber unsere Leute sind so mit ihrem Bataillon verwachsen und so stolz auf ihre Arbeit, dass es eine Tragödie gäbe, wenn man einem Mann nur etwas von Abkommandieren andeuten wollte.»

Bei Tagesanbruch gehen die Leute des Pontonbataillons zur Ruhe. Die Kämpfer schnarchen in den Gräben und Bunkern unter dem ohrenbetäubenden Heulen der deutschen Luftwaffe, die in sturer Raserei die Erde zerfleischt.

«Wie kann man bloss bei solch einem Bombardement schlafen?» fragte ich die Kämpfer.

«Wir schlafen eben», sagten die Pontonleute. «Den ersten Tag schläft man nicht, den zweiten auch nicht, aber dann legt man sich aufs Ohr und ist so müde, dass einem alles gleich ist, da schläft man eben ein.»

Auf dem glühenden Boden dieses Ufers, tief eingegraben in die Erde, leben die Menschen in gewohnter Weise weiter. Schlicht und einfach

wie es ihre Art ist. Wenn man Kriegserinnerungen von Franzosen, Engländern oder Amerikanern liest, wird man finden, dass sie sich alle im Krieg veränderten, dass eine innere Wandlung in ihnen vorging, eine Umwertung aller Werte; Dinge, die ihnen bisher nah und teuer waren, schienen ihnen nun plötzlich ferngerückt und unwesentlich.

Aber der russische Mensch, der in den Flammen des brennenden, von Explosionen geschüttelten Stalingrad kämpft, bleibt ebenso ausgeglichen, klar, schlicht, unendlich bescheiden, wie wir ihn von seiner grossen friedlichen Arbeit her kennen. Mit derselben Sorgfalt bewahrt er die Briefe auf, die aus dem fernen Heimatdorf kommen, spricht mit derselben Zärtlichkeit von den Kinderchen daheim und von den alten Eltern, raucht, wenn es ihm allzu schwer ums Herz ist, seufzt ein wenig und singt, braut sich sein Gläschen Tee zwischen Häusertrümmern, umzingelt von deutschen MP-Schützen, und glaubt daran, dass das Gute gut ist, und dass es nichts Stärkeres und Höheres auf Erden gibt, als die Wahrheit.

Und hier an der Fährde geht das Leben während der Tagesruhe seinen normalen, in seiner heiligen Alltäglichkeit wunderbaren Gang. In den in den Boden eingegrabenen Küchen wird

das Essen zubereitet, in einem geschickt und erfinderisch unter der Erde eingebauten Ofen wird weiches, knusperiges Brot gebacken, und die Bäcker schmunzeln voll Stolz auf ihre Kunst. In der unterirdischen Badestube ist Hochbetrieb, die Kämpfer von der Stalingrader Überfahrt lassen sich vom heissen Dampf geniesserisch in Schweiss treiben und streichen sich mit Birkenruten, während gleich nebenan die schweren Brocken der deutschen Sturzbomber krepieren. Im schwachen Dämmerlicht, das den Unterstand erhellt, schreiben sie Briefe und vergessen keinem aus der näheren und fernerer Verwandtschaft ihren respektvollen Gruss zu entbieten, auf dass sich, Gott behüte, der alte Grossvater Iwan Dmitrijewitsch, oder die Gross tante Marja Semjonowna nicht gekränkt fühle über die Unaufmerksamkeit. Von sich selbst berichten sie in diesen Briefen nur knapp und sachlich: «Es geht mir gut, bin' noch wohlauf»

Es kommt häufig vor, dass ein Mensch alle charakteristischen Züge einer grossen Sache in sich vereinigt. Und mir will es scheinen, dass das herbe und alltagsschlichte Heldentum der Stalingrader Überfahrt in dem Sergeanten Wlasow seinen vollendetsten Ausdruck findet. In diesem hochgewachsenen Menschen mit dem dunkelbraunen, hageren, hakennasigen Gesicht,

den schmalen Lippen und den grossen schweren Arbeitshänden verkörpern sich viele Eigenschaften des russischen Volkscharakters. Wlassow ist durch und durch ein Mensch der Pflicht. In der Kollektivwirtschaft, in der er früher arbeitete, haben die Mitglieder seiner Brigade bisweilen geächzt, gar zu hart war dieser nie lächelnde dunkelhäutige Mann mit den braunen, eindringlichen und leuchtenden Augen. Im Hause fürchteten sich die Kinder ein wenig vor dem Vater, denn er war meist streng mit ihnen, und selbst der Älteste, der jetzt bei der Garde steht, war ganz betreten, wenn Pawel Wlassow ihn streng ermahnte: «Pass auf, Alexascha, treib keinen Unfug; ich hab' im Leben nie Unfug getrieben, hab' kein einziges Mal über die Stränge gehauen und auch du sollst es nicht!»

Wlassow hatte in seiner Kollektivwirtschaft die Kasse verwaltet, durch seine Hände waren viele Tausende von Rubeln gegangen. Wenn die Kollektivwirtschaft Holz auf der Wolga flösste, wurde Wlassow zum Oberbrigadier bestimmt, denn die Flösser kannten ihn gut. Und als dann der Stellungsbefehl aus dem Militärkommissariat eintraf, ging Wlassow in die Verwaltung, übergab das ganze Geld bis zur letzten Kopeke, legte Rechenschaft über seine Arbeit als Brigadier ab, nahm von den alten Leuten

Abschied und sagte, bevor er ging: «Ich hab' stets ehrlich meine Pflicht getan, galt nicht als der Letzte in der Kollektivwirtschaft, und sollte ich im Krieg fallen, dann bleiben keine Rückstände, ich habe in allem reinen Tisch *gemacht*»

Zu Hause verabschiedete er sich wortkarg und ohne viel Aufhebens von seiner Familie, als ginge er aufs Feld oder zum Holzfällen, ermahnte die Kinder der Mutter zu folgen und ihm zu schreiben, wie sie mit der Arbeit fertig würden. Er packte eine Garnitur Wäsche und reine Fusslappen in den Rucksack und ging in die Nacht hinaus, gross und aufrecht, mit fest zusammengepressten Lippen, ging ohne sich umzusehen, ohne einen einzigen Blick auf sein Heimatdorf zu werfen, ein Mensch mit einer starken Seele, ein Mensch, der kein Falsch vor sich oder vor andern kennt, ein harter, gegen sich und andere fanatisch anspruchsvoller Mensch.

Vom schweren Hammerschlag jahrhundertlanger Arbeit werden solche rauhen Seelen geschmiedet, und man könnte sie hart nennen, wären sie nicht so selbstlos in ihrem Drang nach Wahrheit, Arbeit und Pflicht. Menschen wie Wlassow finden wir viele in unserem Volke, und die Deutschen haben wohl kaum mit ihnen

gerechnet, als sie ihren Krieg gegen Russland begannen – dieser eiserne Menschengeschlag ist nicht zu biegen und nicht zu brechen. Nicht die Güte und Weichheit des Volkscharakters kommt in diesen Wlassows zum Ausdruck, sie sind die Verkörperung der Strenge, der Unversöhnlichkeit und Unverwundbarkeit, der unbändigen Kraft des russischen Volkes.

Hier an der Wolgafähre erhob sich die Gestalt Wlassows in ihrer ganzen Grösse. In den langen Herbstnächten, beim Anblick der düstern Gesichter der Kämpfer, die ans andere Ufer übersetzten, beim Anblick der schweren im Schein brennender Erdöllager blinkenden Panzer und Kanonen, der Hunderte von Verwundeten in ihren vom durchgesickerten Blut rotbraunen, von Granatsplittern zerrissenen Mänteln, unter dem wüsten Heulen der deutschen Wurfminen und dem fernen langgezogenen «Hurra» unserer zum Gegenangriff vorgehenden Infanterie – dachte Wlassow einen einzigen, grossen Gedanken.

Die ganze Kraft seiner Seele war einem Ziel zugewandt: wir müssen die Überfahrt halten. Eine heilige Sache war das. Der einzige Sinn und Zweck seines Lebens. Und ein Volk, das Menschen wie Wlassow hervorbringt, muss im Krieg für seine Freiheit siegen. Jeder, der sich

der Arbeit hindernd in den Weg stellte, wurde von Wlassow als Todfeind fürs ganze Leben empfunden, mochte es der Sohn oder der eigene Bruder sein.

Einmal geschah Folgendes: die Deutschen hatten die Anlegestelle am rechten Ufer zerstört. Wlassow und seine Abteilung bekamen Befehl, auf einem Motorschnellboot über die Wolga zu setzen und die Anlegestelle wieder in Ordnung zu bringen. Es war ein heller klarer Tag, die Deutschen hatten kaum das Boot bemerkt, da nahmen sie es auch schon unter Feuer. Das Wasser brodelte geradezu von den vielen zerplatzenden Geschossen.

Plötzlich drehte der Motorführer Kowalschuk vom Kurs ab, legte an der Insel an und sagte: «Kriecht raus, ich fahr nicht weiter, mein Leben ist mir lieber als so eine Anlegestelle.» Welche Mühe gab sich Wlassow, ihn zu überreden und umzustimmen. «Raus aus dem Boot, zum Herrgottsdonnerwetter!» schrie Kowalschuk. «Ich mach nicht mehr mit an der Überfahrt, lieber geh ich in Gefangenschaft.»

Wlassow erzählte mir diese Begebenheit mit schweren, langsamen Worten...

«Nun, und das Urteil habe ich selbst vollstreckt ..

Dann schwieg er. In diesem vierzigjährigen

Mann und Vater von sechs Kindern, in diesem Menschen, der ausschliesslich seiner erhabenen und schweren Pflicht lebt, schien die zornige Kraft unseres Volkes ihr Sinnbild gefunden zu haben.

Der Sergeant Wlassow steht an der Spitze eines schweren Flusskahns, der sich langsam über die Wolga bewegt. Das Schiff trägt Artilleriemunition, Granaten, Kästen mit Brenngemisch in Flaschen, auch vierhundert Rotarmisten befinden sich an Bord. Es überquert den Fluss am Tage, denn die Lage ist so, dass man nicht bis zur Nacht warten kann. Wlassow steht da, hochauferichtet und finster und schaut in das von krepierenden Geschossen schäumende Wasser.

Er lässt den Blick über die auf dem Schiff stehenden jungen Kämpfer gleiten. Er sieht, dass es den Leuten ängstlich zumute ist. Und der Sergeant Wlassow, ein Mann mit schwarzen, schon leicht ergrauten Haaren, sagt zu einem jungen Rotarmisten: «Macht nichts, mein Söhnchen, ob du dich fürchtest oder nicht, es muss halt sein!»

Ein schweres Geschoss zischt übel sie hinweg, krepiert etwa zehn Meter vom Schiff und mehrere Splitter poltern gegen die Bordwand.

«Mit dem nächsten trifft er uns, der Hund», sagte Wlassow und schaute auf die Kämpfer,

die sich längs der Reling hingeworfen hatten. Die Mine durchschlug das Deck unweit vom Ladeluk, drang in den Schiffsraum, explodierte dort und riss einen Meter unterm Wasserspiegel ein Loch in die Bordwand. Der Augenblick war furchtbar. Die Menschen hetzten über das Deck. Und entsetzlicher als das Schreien der Verwundeten, entsetzlicher als das schwere Trampeln von Stiefeln, entsetzlicher als der Schrei: «Wir sinken, wir sinken!», der über das Wasser gellte, war das gedämpfte, weiche Murmeln des Wassers, das sich durch die zertrümmerte Bordwand ergoss. Die Katastrophe ereilte das Schiff in der Mitte der Wolga. Und in dieser furchtbaren Minute, als das Wasser durch das halbmeter grosse Leck stürzte und Todesangst die Menschen übermannte, riss Sergeant Wlassow den Mantel ab, und mit übermenschlichem Kraftaufwand bezwang er den Ansturm des Wassers, das kompakt, wie rasend dahinschiesendes Blei und so stark war, als wälze die Wolga ihren mächtigen schweren Leib heran, um durch dieses Leck hereinzubrechen. Er stopfte den zu einem Pfropfen zusammengerollten Mantel in die Öffnung und stemmte sich mit der Brust dagegen. Mehrere Sekunden lang, bis Hilfe herbeikam, währte dieser Zweikampf des Menschen mit dem Fluss. Das Leck wurde verstopft. Wlas-

sow aber war schon wieder oben an Deck und hing mit seinem ganzen Körper über der Reling. Sergeant Dimitri Smirnow hielt ihn an den Beinen, während Wlassow, mit einem Gesicht, das vom gestauten Blut dunkelrot war, die kleineren Schäden mit Putzwolle abdichtete.

Die Munition und die vierhundert Kämpfer erreichten wohlbehalten das Stalingrader Ufer.

Ruhig und unbewegt ist Wlassows Gesicht, die leuchtenden braunen Augen blicken mich unverwandt an, die eingefallenen Wangen und der gerade Mund verleihen seiner ganzen Erscheinung eine leidvolle Strenge.

...Am Tage wird an der Fähre nicht gearbeitet. Tagsüber ist das Ufer menschenleer, nichts ist auf der Wolga zu sehen, das dunkle Wasser fließt unter dem wolken schweren Herbsthimmel dahin, als wären die Flusskähne, die Minenboote, Schleppdampfer, Motorkutter und Ruderboote unter Wasser getaucht. Nur selten einmal flitzt, zwischen zwei schäumenden Gischtwogen scharf im Zickzack fahrend, ein Gleitboot mit einem starken SIS-Motor über den Fluss. Das Ufer dröhnt von Bombeneinschlägen, Wolken von Erde, Rauch und gelbem Herbstlaub fliegen durch die Luft. Mit bösarbigem Pfeifen kommen die Geschosse der deutschen schweren Artillerie übers Wasser. Aber

wenn der Abend anbricht, nimmt die Fähre wieder ihre Arbeit auf...

4. November 1942

W. Kuprin, D. Akulschin

Ein Haus wird gestürmt

Die Gardetruppen stiessen mit Artillerie- und Oranatwerferdeckung vor und nahmen durch einen jähren Flankenangriff zwei Häuser ein. Aber das Nachbarhaus wurde weiter von den Deutschen gehalten.

Dieses vierstöckige Haus unterschied sich äusserlich in nichts von seinesgleichen. Die Fenster und Türen waren ebenso ausgeschlagen und in den Wänden gähnten die Löcher von Artilleriegeschossen und Bomben. Statt des Daches trug das Haus ein formloses Gewirr von Balken und Dachsparren, und die abgerissenen Wellblechplatten schlugen im Wind ächzend gegen die Mauer. Das Haus war verrusst und verwundet wie alle anderen Häuser der Stadt. Von den oberen Stockwerken reichte der Blick über ein paar Strassen und Strassenviertel im Umkreis, und man sah sogar ein Stückchen Wolga in der Ferne. Aber jetzt, nachdem unsere Leute vorgerückt waren, schnitt sich das Haus wie eine Säbelspitze in unsere Verteidigung.

Die Deutschen begriffen sehr gut die Bedeu-

tung dieses geländebeherrschenden Hauses und hatten es zu einer starken Stellung ausgebaut. Die Zugänge wurden miniert und befestigt, und an die zehn Batterien, sowohl Artillerie wie Minenwerfer, deckten es. Bei jedem Angriffsversuch auf das Haus legten die Faschisten auf eine Spanne von 200 Metern Hunderte von Geschossen und Minen. Jede Annäherung an das Haus hatte einen Sturzregen von Blei und einen Hagel von Minensplintern zur Folge.

Der Kommandeur der Sturmkompanie, Gardeoberleutnant Naumow, gab Befehl sich einzubauen und liess den Zugführer, Gardesergeant Makarow, zu sich kommen. Dieser Makarow war als findig, intelligent und militärisch tüchtig bekannt, und man vertraute ihm jedesmal die verantwortlichsten Aufgaben an.

«Das Haus frontal zu nehmen hat keinen Sinn», sagte der Kompanieführer zum Sergeanten. «Die Annäherungswege werden eingesehen und liegen unter Feuer. Ich habe keine Lust, für nichts und wieder nichts meine Leute zu gefährden. Wir müssen den Gegner überlisten und uns das Haus ohne Verluste holen.»

Der Oberleutnant teilte seine Pläne in allen Einzelheiten Makarow mit, dessen Zug bei der ganzen Erstürmung des Hauses den wichtigsten Teil der Operation übernehmen sollte. Abends

ging Makarow vor und tarnte sich in den Ruinen eines Neubaus. Von hier aus konnte er die Feuerstellungen des Gegners, ihre Lage, Zahl und die Zugänge zum Haus gut beobachten. Unsere Truppen beschossen das Haus und die Deutschen antworteten. Vierundzwanzig Stunden langklärte Makarow als Spähposten das Verhalten der deutschen Besatzung auf. Als der Sergeant wieder beim Kompaniechef erschien, konnte er nicht nur genaue Erkundungsergebnisse vorlegen, sondern auch einen eigenen Aktionsplan.

«Tagsüber und nachts feuern die Deutschen nach zwei Seiten, aber am frühen Morgen geht ein Teil der Mannschaft durch die Laufgräben in Ruhestellung, und im Haus bleiben nur ein paar Mann im dritten Stock zurück», berichtete Makarow. «In den Morgenstunden wird die Rückseite des Hauses nicht bewacht. Deshalb ist die Frühe für uns die beste Zeit. Wir müssen das Haus eben von dieser Seite und zwar mit einer kleinen Gruppe einnehmen, damit wir uns nicht verraten.»

«Der Plan ist gut», sagte Naumow. «Zum Führer des Sturmtrupps ernenne ich Sie.»

Im Morgengrauen krochen acht Gardisten, schwer mit Granaten und Patronen behängt, zum Haus. Langsam bewegten sie sich über

Trümmerhaufen und Granattrichter vorwärts. Dann blieben noch 20 Meter offenen Geländes. Das Haus schwieg. Am ganzen Abschnitt herrschte Stille; Makarow warf einen Blick auf die Kämpfer. Die warteten ruhig auf das Signal ihres Führers.

Er erhob sich, gab lautlos ein Zeichen mit dem Arm und stürzte zum Haus. Sein Mantel wehte im Wind. Seine sieben Mann folgten ihm. Jetzt waren sie vor dem Haus. Von der dritten Etage tackte hastig eine MP. Aber es war schon zu spät. Gleich am Fundament lief ein Graben – die Gardisten mit einem Sprung hinein. Der Graben führte zum Haustor.

Sie stürmten in den Flur. Die unteren Stufen der Treppe, die zum ersten Stock führte, fehlten, aber man konnte mit einem Sprung hinaufgelangen. Der Sergeant befahl Abakumow und Kusun untenzubleiben, das Haus zu bewachen und aufzupassen, dass keine Deutschen durch den Laufgraben herankämen. Dann sprang er selbst in grossen Sätzen die Treppe hinauf. Ihm nach die fünf Gardisten. Von oben klangen schwere Tritte. Die Deutschen kamen von den oberen Stockwerken herunter, sie waren schon im Gang des ersten Stockwerks.

Zwei Handgranaten fliegen den Faschisten entgegen. Alles verschwindet in Rauch und

weissem Kalkstaub von abfallendem Verputz, man hört Schreie und Stöhnen. In dem Rauch ist kaum etwas zu erkennen. Aber die Gardisten haben es eilig. Sie stürzen sich vom Treppenabsatz in den Korridor des ersten Stocks, stolpern im Halbdunkel über Leichen, sehen aber noch rechts und links Türen. Aus der rechten hackt eine MP. Makarow und seine Leute verschwinden hinter der linken. Dann fliegt eine Granate über den Korridor. Die MP schweigt. Dann wurde alles still. Makarow blickte sich um. Die Zimmer waren durch Türen und ausserdem durch Lücken in den Wänden verbunden. Das Zimmer neben dem Treppenhaus hatte weder Fussboden noch Decke: eine Bombe hatte alle vier Stockwerke durchschlagen. Unten sah man Abakumow und Kusin und konnte sich mit ihnen verständigen.

Die linke Seite des Hauses, in der sich die Gardisten festsetzten, ging auf die deutschen Stellungen hinaus. Die restlichen Leute von der deutschen Besatzung, die die andere Hälfte innehatten, beherrschten die Zugänge von unserer Kompanie. Makarow fürchtete, die Deutschen könnten Verstärkungen schicken und beauftragte Tschernogolow, den Laufgraben aus den deutschen Stellungen zu beobachten. Den andern Schützen befahl er, sich zu befestigen und den Eingang zu verbarrikadieren.

Aber die Befestigungsarbeiten wurden bald unterbrochen; durch den Laufgraben rannten deutsche Soldaten zum Haus. Acht MPs mit mehrere Granaten hielten sie in gebührender Entfernung. In die deutsche Besatzung kam auch wieder Leben, und die Gardisten mussten Angriffe von zwei Seiten abwehren. Die Faschisten im Laufgraben machten kehrt, und die «Wohnungsnachbarn» wurden auch still und stellten ihre Ausflüge in den Korridor ein.

Als aber die Kompanie Naumows den tapferen Acht zu Hilfe kommen wollte, eröffneten die Deutschen von ihrer Hausseite ein so tolles Feuer, dass Naumows Leute sich hinwerfen mussten. Makarows Sturmtrupp konnte seiner Kompanie auch nichts helfen: die Kugeln gingen nicht durch die Wand und Handgranaten konnte man nicht werfen, weil die Tür verrammelt war.

So begann das Nebeneinander der zwei Besatzungen – unserer und der deutschen. Getrennt waren sie nur durch zwei Zimmerwände und einen engen Flur. Die Besatzungen liessen weder die eine Seite noch die andere Verstärkung heranbringen. Artillerie und Minenwerfer liessen das Haus in Ruhe, aus Furcht, die eigenen Leute zu treffen. Der Kampf um das Haus nahm einen verwickelten und langwierigen Cha-

rakter an, die eine Seite wollte die andere aushungern.

Das Haus völlig erobern konnte nur, wer mehr Schlaueit, Selbstbeherrschung, Munition und Proviant besass. Die Deutschen, die sich hier schon häuslich eingerichtet und das Haus zu einer Stellung ausgebaut hatten, besaßen gegend Vorräte und waren auch zahlenmässig stärker als unsere Leute. Die Makarowleute dagegen waren ohne Gepäck gekommen.

Die «Nachbarn», die sich im ersten Stockwerk angesiedelt hatten, gönnten einander keinen Augenblick Ruhe. Alle nasenlang knatterten kurze MG-Lagen, und von Zeit zu Zeit flogen auch Granaten.

Gespannt und unruhig verging der Tag. Dann brach die Nacht an. In einer ruhigen Minute hörte Makarow jenseits der Wand ein Telephon summen. Er horchte gespannt und fing unverständliche Worte auf. «Also haben sie dort drüben Drahtverbindung und fordern wahrscheinlich Verstärkung an.» Man musste die Leitung ausfindig machen. Aber das Suchen im Dunkeln führte zu nichts. Makarows Vermutung fand bald Bestätigung. Die Deutschen versuchten im Schutz der Dunkelheit für ihre Besatzung Verstärkung heranzubringen. Sie hatten aber kein

Glück damit Die Gardisten bewachten die Zugänge scharf.

Dann kam der zweite Tag. An den umliegenden Frontabschnitten wurde gekämpft, angegriffen, abgewehrt, lieber der Stadt war ein ununterbrochenes Gedröhn von Abschüssen und Explosionen, aber das vierstöckige Haus lebte sein eigenes, von der Aussenwelt abgeschlossenes Leben. Kaum brach der Tag an, machten sich die Gardisten auf die Suche nach der Leitung, fanden sie und schnitten sie durch. Der Nahrungsmangel machte sich bemerkbar. Die Munition ging auch zu Ende, aber die Gardisten liessen den Kopf nicht hängen, sondern machten Witze über die Mieter von rechts. Vor allem brachte Makarow selbst seine Leute zum Lachen, denn er wollte sie in guter Kampfstimmung halten. Seine Gruppe befand sich in einer ziemlich schwierigen und heiklen Lage, und er zerbrach sich die ganze Zeit den Kopf, wie er sich mit Ehren aus der Klemme ziehen könnte. Bis jetzt hatte er nur die Hälfte seiner Aufgabe erfüllt, er wollte sie aber ganz durchführen und suchte nach einem Weg.

Die linke Haushälfte wurde noch einmal gründlich inspiziert. Makarow wollte eine Verbindungstür nach drüben finden. Er bemerkte, dass eine der Türen nicht verbarrikadiert war.

Die zweite schlaflose Nacht war eine Qual. Ein eisiger Wind pfiff durch die Zimmer, kroch unter die Mäntel, liess Gesicht und Hände frieren. Die Gardisten legten sich der Reihe nach hin. Nur Makarow blieb die ganze Zeit auf. Um Mitternacht weckte er alle Mann und sagte:

«Wir fangen an, Genossen! Leise sein und energisch durchgreifen!»

Er nahm ein paar Granaten und trat lautlos auf den Gang. An der bewussten Tür hörte man Schnarchen. «Gerad' zur rechten Zeit», dachte Makarow und stemmte sich vorsichtig gegen die Tür. Sie gab nach und knarrte nicht einmal. Im trüben Licht eines fernen Brandes sah er rechts von der Tür den im Schlaf zusammengekrümmten Posten. Etwas weiter an der Wand lagen in einem Haufen mehrere Faschisten, und auch die dunkle Silhouette im Stahlhelm vor dem Fenster rührte sich nicht. Eine Sekunde und der MP-Kolben sauste auf den Schädel des Postens nieder. Eine Handgranate nach der andern flog ins Zimmer. Makarow sprang zurück und deckte sich hinter einer Zwischenwand. Furchtbare Detonationen und fürchterliche Schreie ertönten. Die Gardisten verteilten sich sofort auf die ganze rechte Hälfte und machten die faschistische Besatzung nieder.

«Abakumow, flink zur Kompanie. Melde dem Oberleutnant Naumow, dass der Auftrag erfüllt und das Haus vom Feind gesäubert ist», rief der Sergeant

Die Gardisten guckten in alle Winkel und Ecken und zählten dann die Beute. Ein Infanteriegranatwerfer, zwei schwere MGs, viele MPs, Gewehre. Oberleutnant Naumow liess nicht auf sich warten. Er brachte Verstärkung und befestigte sogleich die linke Seite des Hauses. Er brachte auch Scharfschützen, MG-Schützen, Minenwerferleute und Panzerjäger mit. Es war nun eine kombinierte Gruppe für Sturm und Verteidigung. Der Kompanieführer trieb zur Eile, das Haus und besonders das Erdgeschoss sollte mit grösster Geschwindigkeit und möglichst stark befestigt werden. Und er hatte sich nicht geirrt.

Als die Deutschen die Schiesserei und die Bewegung im Haus merkten, kamen sie ihrer Besatzung zu Hilfe. Es war eine ganz achtbare Attacke. Die deutsche Infanterie wurde von vier Panzern gedeckt. Sie gingen ohne weitere Vorsicht drauflos, denn sie hielten den Weg zum Haus für frei. Aber unsere Pioniere hatten ihn inzwischen schon miniert. Der vorderste Panzer flog in die Luft, die anderen nahmen Reissaus.

Aber bald wiederholten die Panzer ihren Angriff. Diesmal kamen sie zu sieben an. Die

Panzerjäger Woronkow und Baraschnikow schossen mit den ersten Schüssen einen der Kampfwagen in Brand, den zweiten knackte der Panzerjäger Krupin. Die deutschen Panzer verzogen sich schleunigst hinter die Ruinen des Nachbarblocks. Kaum war das Geratter verklungen, da traten auch schon die Sturzbomber, die Artillerie und die Minenwerfer der Deutschen in Wirkung. Der Feind hatte begriffen, dass das Haus vollständig in unseren Händen war, und ging nun daran, es zu zerstören. Zwanzig Minuten lang platzten Bomben, Minen und Granaten in und um das Haus. Decken fielen zusammen, Wände stürzten ein: das vierstöckige Haus war nur noch zwei Stock hoch, stellenweise auch noch weniger.

Noch war das Getöse der Einschläge nicht verhallt, der Staub und Rauch hatte sich noch nicht verzogen, da ging die deutsche Infanterie mit 15 Panzern von Neuem zum Angriff vor. Unsere MG-Schützen und Granatwerferleute schossen aus allen Rohren auf die feindliche Infanterie und schnitten sie von den Panzern ab. Sie blieb zurück, ging in den Häusertrümmern in Deckung, wurde aber dort von den Minen belegt, so dass die Fetzen menschlicher Leiber mit Erdbrocken gemischt durcheinanderwirbelten. Vorzüglich schossen die Granatwerfer-Mann-

schaften von Barannik und Schubin, und die Panzerjäger Schepotatjew und Sadikow erledigten noch zwei Kampfwagen. Die feindlichen Panzer spritzten auseinander und zogen sich allmählich zurück.

Der Angriff der Deutschen hatte sich festgefahren. Nur eine kleine Gruppe MP-Männer hatte sich im Laufgraben festgesetzt und beschoss von dort das Haus. Die nahmen sich die Scharfschützen Lobanow und Kusikow vor. Hinter den Zacken einer zerborstenen Mauer hervor legten sie mit ihren wohlgezielten Schüssen einen Deutschen nach dem andern um. Im Laufgraben brach eine Panik aus. Die Deutschen rannten kopflos hin und her, entgingen aber den Scharfschützen nicht. Zwölf Faschisten streckte Lobanow nieder und Kusikow acht

Im Laufe des Tages unternahmen die Deutschen noch zwei ergebnislose Angriffe. Erst in der Nacht fand der schwere und hartnäckige Kampf um das Haus ein Ende. Auf dem Abschnitt trat Stille ein. Im Keller des Hauses saßen auf zerbrochenen Kisten und Steinen die Rotarmisten. Alle Blicke ruhten auf dem Helden des Tages, dem Gardesergeanten Makarow. Die Kampfgefährten nannten ihn im Scherz «Garnisonskommandant» und «Hausverwalter». In dem flackernden Licht des Öllämpchens un-

terschied er sich durch nichts von seinen Frontkameraden. Mittelgross, schlank, lustige Augen. Mit wenigen Worten erzählte er, was sie in dem Haus erlebt hatten, in dem sie – selbst belagert – die deutsche Besatzung belagerten.

«Kurz gesagt, wir hatten es nicht schlecht. Bloss die Küche funktionierte nicht, obwohl der Herd im ersten Stockwerk ganz in Ordnung war: Pfannkuchen müsste man drauf backen.»

Er stand auf, reckte sich mit Genuss, ging ein paar Schritte und war von der Dunkelheit verschluckt. Bald darauf hörten wir sein ruhiges, gleichmässiges Schnarchen.

13. November 1942

A. Rodin

Generalleutnant der Panzertruppen, Held der Sowjetunion

Der Vorstoss der Panzentruppen in den Rücken des Gegners

Morgen geht's los

Es steht endgültig fest, dass die Sowjetpanzer tief in das Hinterland des Gegners vorstossen. Ein Weg von 200 bis 300 Kilometer steht bevor. In diesem Raum gilt es, den Widerstand des Feindes zu brechen, seine Reserven zu vernichten, seine Verbindungen zu unterbrechen, das Funktionieren der Etappe zu stören, die Nachschubwege abzuschneiden, die Arbeit der Stäbe zu desorganisieren. Mit einem Wort, es gilt im Hinterland des Gegners eine solche Panik herbeizuführen, von der er sich nicht so schnell wird erholen können. Diese Kampfaufgabe muss erfüllt werden – losgelöst von den eigenen Truppen und Versorgungszentren. Es gilt, nicht nur den im Befehl vorgeschriebenen Raum zu überwinden, sondern auch ihn fest in Besitz zu nehmen.

Voll brennenden Eifers haben sich die Tankisten darangemacht, den Vorstoss vorzubereiten. Es konnte nicht damit gerechnet werden, Munition, Treibstoff und Verpflegung dorthin nachzuführen, wohin die Panzer vorstossen werden. Der Gegner konnte jederzeit die Verbindungswege abschneiden und die normale Arbeit unseres Nachschubs vereiteln. Darum war beschlossen worden, alles mit sich zu nehmen, was für den Kampf und den Vormarsch der von unseren Truppen losgelösten Panzerabteilungen notwendig ist.

Aufmerksam wurde jede Kleinigkeit nachgeprüft. Die Kommandeure der Einheiten überlegten noch und noch einmal, ob alles Notwendige mitgenommen, ob nichts Überflüssiges darunter ist, ob alle Lasten richtig verteilt sind. Besondere Aufmerksamkeit wandte man den Panzern und Lastkraftwagen zu. Jede kleine Schraube, jedes Aggregat wurde noch einmal sorgfältig überprüft. Wie ein Menschenherz wurden die Motoren abgehört, sollten doch die Kampffahrzeuge über schneebedecktes Ödland, unter dem Feuer des Gegners, durch tief eingeschnittenes Gelände, vielleicht im Schneesturm Dutzende von Kilometer zurücklegen. Die Maschinen mit dem roten Stern auf den Panzerplatten sollten unter Ausnutzung von Fur-

ten oder über das Eis Flüsse überqueren; sie sollten tiefe Schluchten mit steilen Abhängen, ein ganzes System von Antitankhindernissen überwinden.

Gleich am ersten Tag des Vorstosses waren über 60 Kilometer zurückzulegen in wegelosem Gelände, dem klar ausgeprägte Orientierungspunkte fehlten, im Labyrinth der Steppenschluchten. Es war beschlossen worden, Führer mitzunehmen. Das waren Zivilisten, die noch niemals die gegebene Strecke per Achse zurückgelegt hatten. Wie wird es mit ihnen klappen in den Kampffahrzeugen? Ohne sich allein auf die Führer zu verlassen, hatte jeder Kommandeur sorgfältig das Gelände bis zur Hauptkampflinie des Gegners studiert.

Eine komplizierte Arbeit wurde von den Stäben geleistet. Die Operationen der Panzer und der anderen Truppengattungen wurden in Übereinstimmung gebracht. Es war gelungen, mit den Offizieren der Einheiten ein Kriegsspiel durchzuführen, unter Zugrundelegung des Vormarschweges der bevorstehenden Kampfhandlungen. Wenige Stunden sind noch geblieben bis zu dem Signal: Vorwärts! Den Kämpfern und Kommandeuren wird Anweisung gegeben zu ruhen, aber niemand schläft. Immer und immer wieder überdenken die Leute, ob sie alles

getan haben für den Erfolg des Vorstosses. Nicht nur die Jugend, sondern auch die erfahrenen Kämpfer sind aufgeregt.

Die Panzer nehmen den Kampf auf

Mit Beginn der Morgendämmerung erdröhnen die ersten Salven unserer Artillerie. Die Artillerieschützen haben begonnen. Das ist das Signal für die Panzer, die Ausgangsstellungen zu beziehen. Sie werden lebendig, erfüllen mit dem Geknatter Hunderter von Motoren die umliegenden Wälder. Das ist eine Überraschung für den Gegner. Bis zum Tag unseres Angriffes war es ihm trotz sorgfältiger und ununterbrochener Luftaufklärung nicht gelungen, unsere Gruppierung zu entdecken.

Nebel hüllt die ganze Gegend ein. Die Sicht beträgt 200 bis 300 Meter, die reinste «Milch». Aber die Tankisten lassen den Kopf nicht hängen. Nicht umsonst hat man mit ihnen so sorgfältig Nachtmärsche ohne Licht durchgearbeitet, hat so hohe Anforderungen an sie gestellt. Die Leute halten genau den befohlenen Kurs.

Eine Rakete geht hoch. Unsere Maschinen sind in den Kampf eingetreten. Die ersten deutschen Gräben und Drahthindernisse liegen hinter ihnen. Überall Haufen von Leichen feind-

licher Gefallener. Unsere Granaten haben die Erde aufgewühlt. Die Artilleristen und die ersten Wellen der Schützen haben ausgezeichnet gearbeitet.

Erst in der zweiten Verteidigungslinie versuchen die Deutschen, unseren Angriff zum Stehen zu bringen. Die Panzer treten unmittelbar aus dem Vormarsch in den Kampf ein. Eine erfolgreiche Operation! Das Ergebnis sind Hunderte von gefangenen Hitlersoldaten; 20 Geschütze lässt der in voller Panik flüchtende Gegner im Stich. Hunderte von Leichen faschistischer Soldaten bedecken den von unseren Maschinen zurückgelegten Weg.

Links, etwas zurückbleibend hinter den Panzern, kämpfen die Schützen der Panzerabteilung, die unter dem Befehl des Genossen Filipenko stehen, mit dem Gegner. Die rechte Abteilung dringt in eine entstandene Bresche ein. Schon haben die Panzer den feindlichen Hauptstützpunkt genommen – die Farm Nr. 2.

Die zweite Verteidigungslinie ist überschritten. Der Widerstand der Deutschen ist gebrochen. Das Tempo der Vorwärtsbewegung wächst ununterbrochen. Alle Aufmerksamkeit wendet sich der linken Flanke zu. Jeden Augenblick kann der Feind zum Gegenangriff übergehen. Filipenko ist in einen schweren Kampf mit den

Deutschen verwickelt an einem Abschnitt, der von unserem Artilleriefeuer nicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Er fasst einen richtigen Entschluss – die Hitlertruppen rechts zu umgehen.

Wege gibt es nicht. Steppen. Schluchten. Ihre Überwindung kostet viel Zeit. Schnell wird es Abend. Weit hinter uns hört man starkes Artilleriefeuer. Dort an den Flanken kämpft unsere Infanterie mit dem Gegner, vernichtet die Zentren seines Widerstandes. Die Nacht bricht ein, aber die Panzer rücken unaufhaltsam vor.

Die Scheinwerfer werden eingeschaltet. So kommt man leichter vorwärts. Unsere Panzerabteilungen bahnen in der Steppe einen neuen breiten Weg. An seinen Rändern steht wie eine Mauer das hohe bereifte Steppengras. Wie auf dem Meer orientiert man sich nach dem Kompass. Der Wind wird immer stärker. Schneesturm. Der Schnee blendet die Augen, bedeckt in dicker Schicht die Sehschlitze der Panzer und die Scheiben der Lastkraftwagen. Immer wieder muss man anhalten, muss die Orientierung überprüfen.

Endlich ist das Sowjetgut erreicht. Das ist der erste örtliche Orientierungspunkt. Hier gib's keinen Gegner mehr. Er ist geflohen, nachdem

er die Lager in Brand gesteckt hat. Die Flammen dienen unseren Abteilungen als Leuchtturm. Die Panzer gehen weiter vor. Sie erreichen eine Strasse. Aber die Strasse führt links ab. Man muss sie verlassen, und wieder über das schneebedeckte Ödland vorgehen.

Irgendwo von rechts eröffnet die feindliche Artillerie das Feuer. Unsere Maschinen schalten das Licht aus. Alles versinkt in Finsternis und Schneegestöber. Aber der Vormarsch wird fortgesetzt. Noch zwei Stunden Fahrt und die Panzer halten an, um zu tanken. Die Nachschubkolonnen sind keinen Kilometer zurückgeblieben.

Links fahren parallel zu uns irgendwelche Panzer nach hinten. Wer ist das? Wahrscheinlich eine unserer Einheiten! Vielleicht aber Gegner? Es wird beschlossen, einen besonderen Spähtrupp auszuschicken.

Alle sind müde, aber alle sind in gehobener Stimmung. Die Panzerschützen fühlen, dass die erste Etappe des Vorstosses erfolgreich zurückgelegt worden ist. Die Kommandeure beeilen sich mit dem Tanken der Maschinen. Nach der Meldung über die Vormarschbereitschaft der Abteilungen wird der Vorstoss fortgesetzt.

Unterwegs läuft die Meldung des Spähtrupps ein. Es stellt sich heraus, dass die links bemerkten Panzer feindliche Panzerkräfte waren. Sie

sind unsern Panzern in den Rücken gekommen. Desto besser. Dort gibt es Kräfte, die ihnen entgegentreten und sie zerschlagen werden. Es ist gut, dass die Tankisten, die den Vorstoss unternehmen, in keinen Kampf mit ihnen verwickelt worden sind. Die Nacht hat geholfen. Jetzt werden diesen Panzern alle Rückzugswege abgeschnitten sein.

Bei Anbruch der Morgendämmerung nehmen unsere Tankisten in voller Fahrt die Ortschaften Nowo-Zarizynski, Warlamowski, Perelasowski und etwas später Jefremowski. In Perelasowski leistet der Gegner starken Widerstand. Dieser wütende, aber fruchtlose Widerstand ist verständlich: dort befand sich der Stab eines deutschen Armeekorps.

Mit ungestümem Schlag umfassen unsere Schützen unmittelbar aus dem Vormarsch heraus beide Flanken des Gegners und bald ist Perelasowski genommen. Das unerwartete Auftauchen der Sowjetpanzer im tiefen Hinterland der Deutschen ist von gewaltiger Wirkung. Der Gegner flieht in voller Panik. Es gelingt den Hitlertruppen lediglich ein Proviantlager in Brand zu setzen, alle übrigen deutschen Lager und Dienstgebäude bleiben unversehrt. In den Häusern findet man die weggeworfenen Stabsdokumente; Mäntel und Pelze der Offiziere hängen an den

Kleiderhaken, ihre Besitzer sind offenbar in ihren Litewken in die Kälte hinausgestürzt.

Auf den Strassen stehen Kraftfahrzeuge, die nicht mehr wegfahren konnten, beladen mit geschlachteten Gänsen und Ferkeln. Aber die Hauptsache – die Treibstofflager in Perelasowski sind unversehrt. Die Tanks unserer Panzer werden mit deutschem Benzin gefüllt. Man spart Sowjetbenzin. Das wird uns bei dem Vorstoss noch zustatten kommen.

In Nowo-Zarizynski kam es zu einem komischen Zwischenfall, der ein übriges Mal bestätigte, wie unerwartet das Auftauchen der Sowjetpanzer im Hinterland des Gegners war. Eine Gruppe unserer Kommandeure steht auf der Strasse. In voller Fahrt kommt ein deutscher Kleinkraftwagen angejagt. Stop! – gibt ein Kämpfer das Signal mit dem Gewehr. Die Insassen steigen widerwillig aus. Es stellt sich heraus, dass ein höherer Offizier vom Stabe eines der deutschen Armeekorps uns unmittelbar in die Hände gefallen ist.

Während einer kurzen Rast fassen die Tankisten die ersten Ergebnisse des Vorstosses zusammen. Sie sind nicht schlecht. Der Gegner hat hohe Verluste erlitten. Über 1'000 Hitler-soldaten sind niedergemacht, 2'500 feindliche Soldaten und Offiziere gefangengenommen. Wir

haben über 300 Kraftfahrzeuge des Gegners, viele seiner Munitions- und Proviantlager und mehr als 30 Geschütze erbeutet. Unterwegs sind 18 deutsche Panzer vernichtet worden. Den Überresten zweier Infanteriedivisionen des Feindes sind die Rückzugswege abgeschnitten.

Die Nacht verbringen die Tankisten in Pere-lasowski, wo sie sich zur Rundverteidigung einrichten. Der Gegner versucht zweimal einen Gegenangriff, wird aber unter grossen Verlusten auf seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen. Während dieser Zeit haben unsere Vorausabteilungen die feindlichen Stützpunkte Sotowski und Kalmykow im Kampf genommen.

Am Morgen wird die Operation in Richtung Kalatsch fortgesetzt. Überall zieht sich der Gegner eiligst zurück. In wenigen Stunden haben wir im Angriff den Weiler Roschki, Dobrinka und das Dorf Ostrow genommen. Der Weg ist auf einer Länge von 30 bis 40 Kilometer mit Beutestücken übersät, bedeckt mit den Leichen gefallener Hitlersoldaten, die versucht hatten, Widerstand zu leisten. Gruppen von Kriegsgefangenen – jede 300-400 Mann stark – marschieren unseren Hauptkräften entgegen. Feindliche Soldaten, die die Zwecklosig-

keit des Widerstandes eingesehen haben, kommen einzeln dahergezogen.

Am Abend machen die Tankisten halt in dem Dorf Ostrow. Es muss getankt werden, die zurückgebliebenen Panzerabteilungen müssen herangezogen werden. Aufklärung wird vorausgeschickt. Sie meldet, dass in der Richtung zum Don, 20 Kilometer von Ostrow entfernt, ein Verteidigungssystem des Gegners liegt. Also steht wieder ein Kampf bevor. Aber die Tankisten lassen sich nicht übereilt auf ihn ein. Mit Hilfe von Ortseinwohnern werden die wichtigsten Daten über den Gegner in Kalatsch geklärt. Nach allem zu urteilen, besteht die Besatzung der Stadt aus mindestens 1'000 deutschen Soldaten, sie verfügt über viele Geschütze. Über den Don haben die Deutschen eine gute Behelfsbrücke gebaut, die auch unsere Panzer tragen kann.

Um zwei Uhr nachts wird dem Kommandeur in einer Bauernhütte eine Frau vorgeführt. Sie ist aus Kalatsch nach Ostrow gekommen, um Lebensmittel zu holen. Der Kommandeur persönlich verhört sie. Er bemüht sich, alles auf die Bewachung des Flussübergangs beziehenden Einzelheiten zu klären.

– Haben die Posten auf der Brücke Ihre Dokumente geprüft?

- Nein – antwortet die Frau.
- Fahren die deutschen Kraftfahrzeuge mit eingeschaltetem Licht über die Brücke?
- Jawohl.

Um fünf Uhr morgens rücken Kraftwagen und Panzer gegen den Don vor. Auf der Anhöhe vor dem Dorf blitzt Licht auf. Filipow hat den Befehl gegeben, die Scheinwerfer einzuschalten. Richtig! Das muss den Gegner irreführen...

Eine halbe Stunde nach dem Aufbruch der Gruppe Filipows gebe ich den Hauptkräften den Befehl, den Vormarsch zum Don anzutreten. Die Abteilungen rücken durch die Steppe gegen den Befestigungsgürtel des Gegners vor. Die Unseren antworten dem Gegner. Der Kampf entspinnt sich.

Der Gegner hat sich solide eingegraben. Es gibt viele Bunker und in die Erde vergrabene Panzer. Alle diese Feuernester überschütten die Unseren mit einem Hagel von Geschossen und Kugeln. Die Tankisten eröffnen Sperrfeuer und suchen die offenen Flanken des Gegners. Der Kampf schwillt immer mächtiger an. Wo ist Filipow? Ist er umgekommen oder hat er den Flussübergang genommen? Kalatsch liegt zum Greifen nahe, aber wenn es den Deutschen gelingt, die Brücke zu sprengen, wird man nicht in die Stadt hineinkommen. Das Eis auf dem

Don ist noch zu dünn für unsere schweren Maschinen.

Man meldet: die linke Panzerabteilung unter dem Befehl Filipenkos ist herangekommen. Sie hat in dieser Nacht famos gearbeitet, hat den Stützpunkt Plessistowski genommen und Katschalinski vom Gegner gesäubert. Sie hat reiche Beute gemacht und viele Gefangene eingebracht.

Die Führung gibt Filipenko den Auftrag, den sich verteidigenden Gegner links zu umgehen und, ohne sich in einen Kampf einzulassen, zum Fluss durchzubrechen und die Brücke bei Kalatsch in Besitz zu nehmen.

Rechts umfasst die Panzerabteilung, die unter dem Befehl Iwanows steht, die Verteidigungsanlagen des Gegners. Die Deutschen geraten in Verwirrung, beginnen zurückzuweichen und fliehen dann südostwärts.

Um 17 Uhr trifft von Filipenko eine frohe Nachricht ein: Nach Überwindung des starken Feuerwiderstandes der Deutschen und Entminung einiger Minenfelder hat er den Übergang erreicht. Auf der Brücke hat er die Gruppe Filipow getroffen. Die Brücke ist unversehrt erhalten für unsere Panzer! Diese Nachricht verbreitet sich blitzschnell unter den Tankisten und Schützen. Ein gewaltiger Begeisterungsauf-

schwung in der Truppe. Alle verstehen die Bedeutung dieses Erfolges.

Es gilt, möglichst schnell mit dem Gegner auf dem Westufer des Dons fertig zu werden und dann – nach Kalatsch! Nach gehöriger Sicherung der rechten Flanke machen sich die Tankisten daran, das Flussufer von den Überresten der feindlichen Truppen zu säubern.

Eine zweite frohe Nachricht läuft ein. Unser linker Nachbar hat feste Fühlung aufgenommen. Jetzt ist unsere linke Flanke gegen jede mögliche Überraschung gesichert.

Der Sturm

Die dritte Nacht des Angriffs. Der dritte Tag des Vorstosses in das Hinterland des Gegners. Ständig laufen Meldungen aus den einzelnen Truppenteilen ein. Die Gruppen Filipow und Filipenko fahren fort, sich auf dem linken Ufer des Don, zwei Kilometer von Kalatsch, zu konzentrieren. Ihre Vorhuten kämpfen um die Eingänge der Stadt. Rechts setzen die Tankisten die Säuberung des anderen Ufers fort. Obwohl der Gegner geschwächt ist, leistet er Widerstand. Die ganze Nacht dauert der Kampf an. Die Eroberung von Kalatsch wird angestrengt vorbereitet.

Die Artillerie bezieht Feuerstellung auf den Höhen am Steilufer des Don. Kalatsch liegt direkt unter den Mündungen unserer Geschütze. Es genügt ein Befehl, und unsere Geschosse überschütten die Feuerstellungen des Gegners, die sich direkt auf den Strassen der Stadt und auf den Höfen befinden. Aber das ist eine äusserste Massnahme. In Kalatsch gibt es viele Sowjetbürger. Ein Feuerüberfall auf die Faschisten kann zu Opfern unter der friedlichen Bevölkerung führen. Darum tut der Kommandeur alles, um unsere Artillerie nicht einsetzen zu müssen.

In der Frühe dringen die Tankisten der Gruppen Filipow und Filipenko in die Stadt ein. Um zehn Uhr morgens kämpfen unsere Kampfswagen schon am Westrande von Kalatsch. Am Oststrand halten die Hitlersoldaten noch ihre Stellung. Ein Schützenbataillon erhält den Auftrag, sie dort herauszuschlagen. Es überschreitet den Don auf dem Eis. Der Widerstand des Gegners ist gebrochen. Die am Leben gebliebenen Deutschen fliehen auf der Strasse nach Stalingrad. Unsere Panzer verfolgen sie.

– Kalatsch ist genommen! – meldet unsere Funkstelle.

– Wiederholen Sie! – fordert die Befehlsstelle.

Dreimal wird diese freudige Nachricht wiederholt.

In Kalatsch wird aus den Berichten der Kommandeure Filipow und Filipenko das Bild des Kampfes um den Flussübergang völlig klar. Die Kriegslist ist glänzend gelungen. Die Abteilung Filipow, die auf deutschen Beutemaschinen vorgerückt war, wurde ungehindert durch die Verteidigungslinien des Gegners gelassen. Ebenso leicht fuhr sie auch über die Donbrücke. Die MP-Schützen sprangen von den Wagen, vernichteten die Bewachung der Brücke und verhüteten die Sprengung der minierten, strategisch äusserst wichtigen Brücke.

16 Stunden lang verteidigten 60 sowjetische MP-Schützen und fünf Panzer, die sich zur Rundverteidigung eingerichtet hatten, die Brücke über den Don. Sie verteidigten sich gleichzeitig sowohl gegen den Gegner, der von Kalatsch her angriff, als auch gegen den Gegner, der sich aus Richtung Ostrow gegen die Brücke zurückzog. Am Ende der 16. Stunde des Kampfes erreichte die Panzerabteilung Filipenko die Brücke und die Tankisten führten gemeinsam den Schlag gegen Kalatsch.

... Die Kampffahrzeuge werden in Ordnung gebracht. Die Panzerbesatzungen reinigen sich vom Pulverdampf und Russ. Eine kurze Stunde

der Ruhe. Die Tankisten wissen: der von ihnen durchgeführte Vorstoss ist nur ein Glied, ist nur der Anfang der Verwirklichung des strategischen Plans, die faschistischen deutschen Truppen bei Stalingrad einzukesseln und zu zerschlagen, der vom Oberkommando der Roten Armee aufgestellt worden ist. Vor uns liegen neue Kämpfe, neue Schlachten mit dem Feind. Und wir gehen diesen neuen Kämpfen kühn entgegen...

Wassili Grossmann

Stalingrad greift an

I

Der Beginn

Auf der Wolga treibt Eis. Wenn die Schollen einander streifen, knirschen sie, zerbröckeln und schieben sich übereinander. Dieses trockene, an das Rascheln von Sand gemahnende Flüstern ist weit vom Ufer zu hören. Der Fluss steht fast gänzlich unter Eis, und nur selten unterbrechen Wasserflächen das breite, helle, zwischen dunklen, schneefreien Ufern dahingleitende Band. Das weisse Wolgaeis trägt auf seinem Rücken Baumstämme und Bretter. Ein grosser schwarzer Rabe sitzt mit eingezogenem Hals auf einem Eishügel. Gestern trieb hier ein toter Matrose in gestreiftem Trikotleibchen vorbei. Die Leute von einem Frachtdampfer haben ihn geborgen. Der Tote war auf dem Eis festgefroren, und man bekam ihn nur mit Mühe los. Es war, als wollte er sich nicht von der

Wolga trennen, auf der er gekämpft hatte und gestorben war.

Seltsam genug nehmen sich die Dampfer und Kähne im Eise aus. Der Wind greift den schwarzen Qualm auf, der aus den Schornsteinen steigt, treibt ihn flach über den Fluss und reisst ihn an den senkrecht aufgebäumten Eisblöcken in Fetzen. Dampfer zermahlen langsam mit ihrem stumpfen, breiten Bug das helle Band; und hinter ihrem Heck überzieht sich der dunkle Wasserstreifen neuerlich mit dem Eis, das von Stalingrad herantreibt. Nie zuvor haben Wolgaschiffe noch so spät im Jahr verkehrt. «Unsere erste Polarschiffahrt», scherzt der Kapitän eines Schleppdampfers. Mühsam ist die Arbeit im Eis, die Schlepptaue reißen oft, und die Matrosen müssen über die dünnen, schwankenden Eischollen turnen und das Eis mit Hämmern von den schweren Trossen schlagen. Der Kapitän, ein Mann mit langem, grauem Schnurrbart und vom Winde rotbraunem Gesicht, schreit mit heiserer Stimme etwas in das Sprachrohr. Vor Anstrengung ächzend, bahnt sich der Schlepper seinen Weg zu einem im Eis festsitzenden mächtigen Flusskahn. Tag und Nacht arbeitet die Wolgafähre – Munition und Panzer, Brot und Pferde bringen die Schiffe übern Fluss – und wenn die andere, die donnernde Feuerfähre

droben bei der Stadt die Verteidigung Stalingrads gewährleistet, so speist diese untere Fährre Stalingrads Offensive.

Neunzig Tage lang haben die Deutschen die Häuser und Strassen, die Betriebe und Gärten von Stalingrad berannt. Neunzig Tage haben unsere Divisionen den beispiellosen Ansturm der Tausende von deutschen Geschützen, Panzern und Flugzeugen abgewehrt. Hunderten von erbitterten Angriffen haben die Truppen Rodymzews, Goroichows, Ourtjews und Sarajews standgehalten. Dank ihrem Willen, ihren eisernen Herzen, ihrem starken Blut schlug Stalingrad den Sturm des Feindes zurück. Immer enger zog sich der Ring um unsere Verteidigung, immer schwerer wurde die Verbindung mit dem jenseitigen Wiesenufer, immer bitterer tobten die Angreifer. Der August war in der Verteidigung der Stadt ein schwerer Monat gewesen. Schwerer noch war es im September, am rasendsten aber wurde der Druck der Deutschen in den Oktobertagen. Keine Menschenkraft reichte aus, so schien es, um in der Feuerhölle dieser Stadt Widerstand zu leisten. Aber die Rotarmisten hielten alles aus, vielleicht waren wirklich übermenschliche Kräfte dazu nötig gewesen. Aber in der Stunde der Gefahr hat unser Volk diese übermenschlichen Kräfte in sich gefunden. Es

ist dem Feind nicht gelungen, den Wall an der Wolga zu durchbrechen. Und möge unsere Offensive der Verteidigung Stalingrads würdig sein, möge sie ein lebendiges, ein wuchtiges, ein feuerspeiendes Mal sein für jene, die für die Wolga und für Stalingrad ihr Leben liessen.

Als wir über die Wolga setzten, kamen uns Schleppkähne mit Gefangenen entgegen. In ihren dünnen feldgrauen Mänteln und hohen weissen Mützen standen sie da, traten vor Kälte von einem Fuss auf den andern und rieben sich die Hände. «So, jetzt haben sie, was sie wollten, jetzt sind sie an der Wolga», sagten die Matrosen. Die Gefangenen blickten finster ins Wasser und auf das knirschende Treibeis; ihren Gesichtern war anzusehen, dass ihre Gedanken um nichts freundlicher waren als das schwarze winterkalte Wasser. Alle Zufahrtsstrassen zur Wolga sind voll von Gefangenen. Auf der weiten, ebenen Fläche der dunklen, kahlen Steppe sieht man sie schon von weitem. Sie kommen in Zügen zu 200 bis 300, sie kommen in kleinen Gruppen von 20 bis 50 Mann. Langsam, alle Windungen des Steppenweges nachzeichnend, bewegt sich ein kilometerlanger Trupp. Es sind über 3'000 Mann, und diese grosse Menschenmenge wird von zwei Dutzend Rotarmisten begleitet. Trupps von etwa 200 Mann haben in

der Regel nur 2 bis 3 Schützen zur Bewachung. Die Gefangenen schreiten wacker aus, einige Gruppen marschieren sogar in Reih und Glied und halten Schritt. Manche von ihnen sprechen ziemlich fließend Russisch. Wir hören sie schreien: «Wir wollen keinen Krieg, wir wollen nach Hause, Schluss mit Hitler!» Die Rotarmisten von der Wache bemerken höhnisch: «Jetzt, wo unsere Panzer ihnen im Rücken stehen und alle Wege abgeschnitten sind, wollen sie natürlich keinen Krieg, aber vorher haben sie schön den Mund gehalten und auf uns geschossen und in den Dörfern alten Leuten die Bäuche aufgeschlitzt.» Immer neue und neue Gefangenenhaufen ziehen mit Kochgeschirr und Feldflaschen klirrend vorüber, die Leute tragen Stricke und Drahtstücke an Stelle der Gürtel, und viele haben bunte Bettdecken über den Schultern.

Der x-te Truppenverband begann den Angriff in der Frühe eines nebligen Morgens. Ein leichter Frost hatte eingesetzt. Die Stille, die bei Nebel besonders intensiv scheint, wurde zur angesetzten Stunde vom Donner der Kanonen, vom langgezogenen und bedrohlichen Heulen der Garde-Granatwerferbatterien abgelöst.

Kaum verstummte die Kanonade, als unsere Panzer aus dem Nebel auftauchten. Die schweren

Kampfwagen erklimmen mit sehr grosser Geschwindigkeit die steilen Hügelhänge. Auf den Panzern sassen Infanteristen, andere liefen hinterher. Der Nebel verschlang Panzer und Menschen, und auf dem Beobachtungsstand war nur das matte Aufblitzen vom Mündungsfeuer der Geschütze zu sehen. Das Bataillon des Leutnants Babajew erstürmte die im Mittelpunkt des Angriffstreifens gelegene Anhöhe. Die ersten, die den Gipfel erreichten, waren Leutnant Mattusowski, Babajews Stellvertreter, Leutnant Markarow und Jolkin, die Schützen Wlassow, Fomin und Dodochin. Obersergeant Kondraschow stürzte sich in einen feindlichen Bunker und hieb die MG-Schützen mit dem Kolben nieder. Die Hitlerleute hoben die Hände hoch.

Als der Nebel sich zerstreute, konnte man auf dem Befehlsstand sehen, dass die im Mittelpunkt gelegene Anhöhe vom Fusse bis zum Scheitel von den in Bewegung befindlichen russischen Militärmänteln wogte. Die in den Schluchten und auf den rückwärtigen Hängen der Hügel postierten schweren Geschütze des Feindes verstummten eins nach dem andern.

Und als die Feldtelephone zu surren begannen, als die Ordonnanzen herbeigerannt kamen und von den Kommandeuren der Kompanien und

Bataillone die Meldungen brachten, dass die drei das Gelände beherrschenden Höhen von unserer Infanterie im Sturm genommen seien, stiessen die Panzer und motorisierten Regimenter an der Durchbruchstelle vor.

Wir fahren den Spuren der angreifenden Panzer nach. Zu beiden Seiten des Weges liegen tote Soldaten; die zurückgelassenen Geschütze, die mit trockenem Steppengras getarnt sind, blicken nach Osten. Durch die Steppengräben jagen herrenlose Pferde und schleifen zerrissenes Zaumzeug nach. Leichter blaugrauer Rauch steigt über den zerschossenen Kraftwagen auf, überall auf den Wegen liegen Stahlhelme, Granaten, Patronen.

Ziegelrot ist die braune Steppe vom Blut. Der Strom der Gefangenen nimmt kein Ende. Sie werden, ehe man sie nach hinten abführt, durchsucht. Wie komisch und erbärmlich wirken die Berge von bäuerlichem Weiberkram, die man aus den Rucksäcken und Taschen dieser tristen Gauner holt. Da finden sich Kopftücher, wie sie alte Frauen tragen. Ohrringe, Hemden, Röcke, Windeln und buntgeblünte Mädchenblusen. Bei einem Soldaten entdeckte man 22 Paar Wollstrümpfe, bei einem anderen vier Paar völlig zerrissener Damengummischuhe. Je weiter wir kommen, um so mehr verlassene

Kraftfahrzeuge und Kanonen sehen wir. Immer häufiger begegnen uns erbeutete deutsche Wagen, die jetzt nach hinten geschafft werden. Es sind Lastfahrzeuge darunter und elegante Kleinwagen, gepanzerte Transportriesen und Stabsautomobile. Dann kommen wir nach Abganerowo. Eine alte Bäuerin erzählt uns, was sie in den drei Monaten der deutschen Okkupation durchgemacht hat.

«Alles ist bei uns leer und kahl. Nirgends gackert ein Huhn, nirgends kräht ein Hahn. Keine einzige Kuh ist geblieben. Wo sind unsere Herden, die wir frühmorgens auf die Weide trieben und deren Rückkehr wir abends erwarteten? Alles hat dieses Raubgesindel zugrunde gerichtet. Wir hatten Furcht, ein lautes Wort zu sprechen, nur Flüstern hörte man, denn es brauchte nur einer ein Wort lauter zu sagen, schon trieben sie ihn aus der Hütte und hieben ihm die Hücke voll. Alle alten Leute haben sie in unserem Dorf ausgepeitscht, der eine ist ihnen nicht zur Arbeit angetreten, ein anderer hat das Korn nicht abgeliefert. In Plodowitaja haben sie den Starost viermal ausgepeitscht, und meinen Sohn, einen Krüppel, haben sie mitgenommen und fortgetrieben mitsamt den Enkelkinderchen, einem Buben und einem Mädcl. Schon den vierten Tag weinen wir um sie, aber

Die Station Abganerowo ist voll mit Beutestücken. Dutzende von schweren Geschützen und Hunderte von Feldgeschützen stehen her-um. Ihre in allen Himmelsrichtungen starrenden Rohre scheinen sich wie verloren umzublicken; in langen Reihen stehen erbeutete Kraftwagen, die das Wahrzeichen ihrer einstigen Divisionen tragen. Alle Zufahrtsgeleise sind verstopft von erbeuteten Zügen. Auf den zusammengekoppelten Güterwagen kann man Namen vieler Städte und Länder lesen, die Hitlers Faschistenbanden unterworfen haben. Man sieht französische, belgische, polnische Wagen, aber in welcher Sprache die Aufschrift auch lauten mag, überall prangt dick aufgemalt der schwarze Reichsadler – das Hoheitszeichen der Unterdrückung und Gewalt. Wir sehen lange Züge mit Mehl, Mais, Minen, Munition, mit Ersatzfilzstiefeln, technischen Apparaten und Scheinwerfern. Welch kümmerlichen und ärmlichen Anblick bieten die zu Lazarettwagen umgebauten Viehwagen mit ihren notdürftig zusammengezimmerten und mit schmutzigen Lumpen bedeckten Pritschen. Rotarmisten schleppen ächzend schwere Zeltstoffsäcke mit Mehl aus den Güterwagen und laden sie auf Lastkraftwagen.

Gegen Abend setzen wir unsere Reise fort. Truppen marschieren, in schneller Fahrt rollen

von kleinen, starken Kraftwagen gezogene Kanonen vorbei. Mit schwerem Dröhnen rattern Panzer die Strasse entlang und Reiterei sprengt im Galopp vorüber. Ein kalter Wind, der Staub und körnigen Schnee vor sich hertreibt, fegt heulend über die Steppe und peitscht ins Gesicht. Bronzebraun sind die Gesichter der Rotarmisten von dieser scharfen Winterluft. Es ist gewiss nicht leicht, zu solcher Jahreszeit zu kämpfen und die langen Winternächte unter diesem bis ins Mark dringenden eisigen Wind in der offenen Steppe auszuhalten, aber die Menschen sind frohen Mutes und schreiten kräftig aus, mit hoch erhobenem Haupt und einem Lied auf den Lippen.

Das ist die Stalingrader Offensive.

Die Stimmung in der Armee ist ungewöhnlich gehoben. Alle – vom General bis zum einfachen Schützen – empfinden die gewaltige Verantwortung, die ganze Grösse und Bedeutung dessen, was sich hier abspielt. Ein Geist strenger, nüchterner Sachlichkeit liegt in allen Handlungen und Anordnungen der Kommandeure. In den Stäben hat man vergessen, was Erholung heisst, der Begriff von Tag und Nacht ist abhanden gekommen. Die höchsten Kommandeure und Stabsoffiziere arbeiten mit unerhörter Anspannung. Gedämpfte Stimmen tönen, erteilen

kurze Anweisungen. Eine straffe, sachliche Arbeitsatmosphäre herrscht in den Stäben. Der Erfolg ist gross, der Erfolg steht äusser Frage, aber ein Gedanke erfüllt all diese Menschen – der Feind ist umzingelt, es muss verhindert werden, dass er aus dem Kessel ausbricht, er muss vernichtet werden. Dieser verantwortungsreichen und. schweren Aufgabe ist das ganze Sein, ist jeder Atemzug der Menschen von der Stalingrader Front untergeordnet.

Kein Schimmer von Leichtfertigkeit, von vorzeitigem Siegesjubiläum. Wir sind gewiss, dass die Stalingrader Offensive sich der Verteidigung Stalingrads würdig erweisen wird.

1. Dezember 1942

II

Stalingrad von heute

Den sechzehnten Dezember um die Mittagszeit erhob sich ein starker Nordost. Die dunklen, nassen Wolken verloren ihre Feuchtigkeit, erstiegen eine höhere Luftschicht, wurden heller. Der Nebel begann zu gefrieren und haftete endlich als weisser Flaum an den Drähten des

Feldtelegraphen und an den Uferbäumen mit ihren von Minensplittern kurzgestutzten Kronen. Die Wasserpfützen in den Granittrichtern standen plötzlich unter weisslichen Eisscheiben. Dunkle Leiber von pudschweren Minen und noch klobigeren Granaten, die in den Höhlungen unweit der östlichen Anlegestelle an der Überfahrt aufgestapelt lagen, bedeckten sich mit leichtem Reif. Das Erdreich wurde klingend, und im Westen, über dem wüst zerrissenen steinernen Spitzenmuster der toten Stadt, füllte sich der Himmel mit einer ungeahnt reichen, herrlichen Abendröte.

Der Wind und die Strömung trieben eine mächtige, drei Klafter dicke Eisscholle wolgaabwärts. Sie kreuzte langsam am Spartakusviertel vorbei, an den Ruinen der vom Feind schändlich entweihten Traktorenwerke, dann geriet sie in gelinde Drehung und staute sich in der Höhe des «Roten Oktober»; mit ihren breiten Schultern stemmte sie sich gegen die Flanken der vom rechten und vom linken Ufer vorgeschobenen Vereisung.

Auf das klare Himmelsgewölbe, sacht die Sterne auseinanderschiebend, erhob sich der Mond, und alles, was noch eben weiss gewesen, tauchte in ein schillernd unklares, bläuliches Zwielflicht. Nur der Mond selbst blieb strahlend

weiss, als hätte er alle Weisse des Steppenschnees in sich aufgenommen, und der Wind liess nicht nach, er fauchte kalt und böse weiter und war doch tausenden Herzen so sehnlich erwünscht.

Allmählich suchte die von der Eisscholle gestaute Strömung ihren Weg tiefer zu nehmen, näher dem Grundwasser zu. Der Wasserspiegel aber bedeckte sich mit einer lockeren, noch hauchartigen Kruste, die einige Stunden später fester ward, sich kristallisierte. Und noch in der nämlichen Nacht überquerte den Fluss als erster zu Fuss der Sergeant eines Pionier-Bataillons, Titow, indem er auf der drei Zentimeter dicken, sich biegenden, spröde krachenden Eisschicht vom linken zum rechten Ufer hinüberwanderte.

Und wie er hier ankam, wandte er den Blick rückwärts hin, liess ihn über die weiten Flächen des Wiesenufers schweifen und drehte sich dazu in aller Ruhe eine Zigarette. Und in der gleichen Minute, da Titow, bedächtig schmunzelnd, den ihn umringenden Rotarmisten antwortete: «Wie ich rübergekommen bin?

Ganz einfach – hab' mich halt auf die Beine gemacht und bin losgezogen, was doch das einfachste Ding von der Welt ist», – in eben dieser Minute geschah es, dass die Zeit eine rie-

sengrosse und tragische Seite im Buch der Stalingrader Kämpfe umblättert, und diese Seite war beschrieben von dunklen, grossen Händen, von Händen mit rissiger Haut, und diese Hände waren rissig vom eisigen Wasser des Stromes, denn es waren die Hände einfacher Rotarmisten und Sergeanten des Ponton- und Pionierdienstes, die Hände der Motorbootführer und Patronenkistenschlepper, die Hände all jener Männer, die während eines Zeitraums von hundert Tagen die Überfahrt über die Wolga aufrechterhalten, betreut, versorgt und verteidigt, immer wieder das dunkelgraue Eiswasser überquert und dem schnellen, grausamen Tode ruhig ins Auge geschaut hatten. Es wird noch einmal das Heldenlied jener Männer gesungen werden, die nun auf dem Grunde des Wolgestroms schlafen. Das wird ein einfaches, wahrhaftes Lied sein, wahr und einfach wie die Arbeit und der Tod inmitten von schwarzen, nächtigen Eismassen, die plötzlich in kalt-blauem Feuer aufglühen konnten vom Widerschein krepierender Brandgeschosse oder vom jäh aufgeschlagenen Aug eines deutschen Scheinwerfers.

Bei Nacht gehen wir über die Wolga. Das zweitägige Eis gibt nicht mehr nach unterm Gewicht unserer Schritte, im hellen Mondlicht sieht man weithin das Netz ausgetretener Fuss-

pfade und zahlloser Fährten von kleinen Handschlitten. Der Verbindungsmann, der mich führt, schreitet sicher und rasch voran, als wäre er ein halbes Leben lang auf diesen einander regellos überschneidenden Fuss- und Kufenspurten dahingeschritten. Und mit einemmal beginnt das Eis unter seinen Füßen zu knistern. Der Rotarmist geht an eine breite Wuhne, ein Eisloch, heran, bleibt stehen und sagt:

«Oho, da sind wir ja scheint's nicht richtig gegangen, hätten uns mehr rechts halten sollen.»

Diesen tröstlichen Satz bringen sie regelmässig vor, diese Verbindungsmänner, wohin auch immer sie einen nächtlicherweise führen mögen. Und wir halten uns mehr rechts und kehren richtig zu unserm Fusspfad zurück.

Rundliche Wölkchen gleiten schwellend über die Scheibe des Mondes, und wie sie ihn ganz verdecken, ist die weisse Wolga plötzlich dunkel, als bedeckten Schwaden grauer Nebel den Strom. Grosse Lastkähne, von Granaten zerschmettert, liegen eingefroren, und bläulich schimmern die vereisten Schiffstaue, hier und da steil aufgerichtet ein Heck, ein Bug von zertrümmerten Kuttern und Motorbooten.

Und dort, in einem Winkel des Fabrikgeländes, wird gekämpft. Finstere, halb eingefallene Wände einer Betriebshalle tauchen plötzlich ins

weisse oder rosige Blitzlicht vom Mündungsfeuer eines Geschützes, dumpf und mit rollendem Widerhall dröhnen die Kanonenschläge, heller tönt und trockner die Explosion einer Mine da und dort; unaufhörlich, wie auf einer Stanzbank, knattern die Feuerstösse der Maschinengewehre und Maschinenpistolen. Wie seltsam ähnelt doch diese Musik der Zerstörung jenem Schallbild von der friedlichen Arbeit grosser Industriebetriebe: als schläge ein mächtiger Dampfhammer glühende Eisenstangen flach und lang, und wie im friedfertigsten Zeitalter scheint da ein ratterndes Vernieten vor sich zu gehen und bald will es eine Dampftramme, bald eine Schrämmaschine sein, bald ein Gesteinzerkleinerer beim Füllen des Martinofens, und wahrhaftig, da scheint Stahl und Schlacke auszufließen in den feuerfesten Napf, so rosig und rasch leuchtet's auf überm jungen Wolgaeis.

Auch die Laute vom nächtlichen Kampf auf dem Fabrikgelände zeugen von dem Einen, Neuen: eine andere Seite ist aufgeschlagen in der Geschichte des Kampfes um Stalingrad. Das ist längst nicht mehr jenes elementare Getöse, das sich hoch an den Himmel warf und vom Himmel in Strömen und Kaskaden zurückfiel auf die wimmernde Erde, den ganzen weiten Wolgaraum mit Irrsinn überschwemmend. Jetzt ist's

die Schlacht einzelner, karg bemessener, harter Schläge. Rasch, grad, hart ziehen kurze Feuer-
garben aus MGs ihre Leuchtspur durch die
Nacht, in direktem Schuss auf nahen Abstand
blitzt das Geschützfeuer auf, als ging's im Zick-
zack zwischen den Werkabteilungen des Be-
triebs hin und her. Das hat nichts mehr gemein
mit den zögernden, weitschweifigen Leuchthy-
perbeln des Luftkriegs. Gleich funkelnden Spee-
ren und Pfeilen, die ein im Finstern unsichtbar
verborgener Urweltkrieger abgeschleudert ha-
ben mag, brechen Schüsse aus kalter Steinwand,
hauen wieder in kalte Steinwand, verschwinden
darin. Sprenggeschosse, Granaten, Minen hauen
und meisseln gegen die deutschen Befestigun-
gen los, suchen die im Unterstand getarnten
deutschen MG-Schützen aufzustöbern, schneiden
scharf wie Rasiermesser die Eindeckungen im
Längsschnitt auf, legen die tiefen Laufgräben
und Verbindungsstollen erbarmungslos frei. Der
Deutsche hat sich tief eingegraben, sich in stei-
nerne Höhlen, in selbstgegrabene Gräfte hastig
verbergen müssen, hat in den tiefsten Keller-
gewölben seine Zuflucht gesucht. Die Deutschen
haben sich in die betonierten Kloaken und Sam-
melläufe der städtischen Kanalisation verkro-
chen, in die Brunnenrohre der Wasserleitung.
Nur ein wohlgezielter Granattreffer, eine sicher

geworfene Mine oder ein Brandgeschoss kann die blaugrauen Kröten herauskratzen, sie aufstöbern und hervorstochern, ausbrennen und ausräuchern aus ihren tiefen dunklen Bunkerlöchern.

Nun bricht der Morgen an und die Sonne geht auf am klaren Frosthimmel über Stalingrad, der Stadt, die von den Deutschen getötet ist. Die Sonne geht auf überm Sandstein des schroff freiliegenden Abhangs am Steilufer der Wolga, sie beleuchtet steinerne Ruinen, die von Einschlägen zersiebt sind, sie beleuchtet Fabrikhöfe, die sich in Schlachtfelder verwandelt haben, wo im Ringen auf Tod und Leben Regimenter und Divisionen auf engem Raum zusammenstossen, sie beleuchtet die Ränder mächtiger Gruben, die aufgewühlt sind von tonnenschweren Bomben. Der Boden dieser furchtbaren Gruben liegt immer in düsterem Schatten, die Sonne fürchtet sich, dort hineinzuschauen. Lächelnd blickt sie quer durch einen Fabrikschlot: eine Granate hat ihre Bahn von der Seite her durch den schlanken Schaft genommen, ohne ihn zu fällen. Die Sonne leuchtet über hunderte Geleise der Betriebsbahnen hin, wo Kesselwagen mit aufgerissenem Bauch wie gefallene Pferde daliegen, wo hunderte Güterwagen phantastisch übereinander gehäuft sind, von der Kraft der

Detonationswelle hochgehoben und über den Haufen geworfen. Sie drängen sich um ein paar erkaltete Lokomotiven, wie eine vor Entsetzen wild gewordene Herde, die sich hilfesuchend um das Leittier drängt. Die Sonne leuchtet über Berge rostroten Eisens, über mächtiges Kriegs- und Fabrikmetall, das in den Kämpfen zugrunde gegangen ist und den Anblick seiner letzten Todeszuckung nun für ewig beibehält. Und die Wintersonne leuchtet über Massengräber, über selbstangefertigte Denkmäler, die überall da stehen, wo die Gefallenen im Raum des Hauptangriffs begraben liegen.

Und die Toten schlafen in den welligen Hügeln bei den Fabrikruinen, in den verschütteten Gräben und Mulden, überall da schlafen sie, wo sie als Lebende gekämpft haben. Als erhabene Denkmäler der einfachen blutigen Treue sind kleine Grabhügel überall vor den Schützengräben, bei den Unterständen, an den Ziegelwänden mit ihren Schiesscharten, vor den Häuserresten zu sehen, die alle sich dem Feinde nicht ergeben haben.

O heiliges Stück Erde! Wie gierig will das Gedächtnis für ewig festhalten diese neue Stadt einer triumphierenden nationalen Freiheit, wie sie hier emporwächst auf der heillosen Trümmerstätte! Man möchte sie ganz in sich auf-

gehen lassen, all diese unterirdischen Wohngehäuse mit ihren Rauchfängen, wie sie da qualmen und kleine Wölkchen ins Sonnenlicht entsenden; diese Verflechtung von Fusspfaden und neuen Fahrwegen im Schnee; diese unteretzten schweren Minenwerfer, die, zwischen Erdhütten fussend, ihr breites Mörsermaul gen Himmel aufturn: diese Hundertschaften emsiger Menschen in Steppjacken, in langen Soldatenmänteln, in Fellmützen mit Ohrklappen, sie alle, die das schlaflose Werk des Krieges verrichten, Minen herbeitragen, wie man Brotlaibe trägt unterm Arm, und wie sie neben dem schon auf sein Ziel eingeschossenen Rohr eines schweren Feldgeschützes gemütlich Kartoffeln schälen, Schimpfreden von sich geben, halblaut singen, in naiven Ausrufen ein Nachtgefecht schildern, all diese Menschen, die so grossartig sind und so einfach wochentäglich in ihrem Heldentum. Wie will man es im Gedächtnis behalten, dieses ganze bewegte Panorama der Verteidigung von Stalingrad, diese lebendige Minute eines grossen Heute, welches morgen wohl schon als ewige Seite im Buch der Geschichte stehen wird.

Aber alles auf Erden verändert sich, und wie wenig die heutige Wolgaüberfahrt an die gestrige gemahnt, so unähnlich ist dies Nachtge-

fecht im Betrieb, verglichen mit den noch zerstreuten regellosen Angriffen im November,– und so hat sich denn auch der heutige Tag von Stalingrad gründlich verändert gegenüber den vergangenen Oktober- und Novembertagen.

Der russische Soldat ist aus der Erde, aus dem Gestein emporgetaucht, hat sich hoch aufgerichtet und schreitet nun ruhig vorwärts und ohne Hast Im grellen Sonnenlicht gehen die Schützen über die glitzernd in Eis gebannte Wolga, sie gehen, Schlitten hinter sich herziehend, sie gehen und fahren, Fuhrleute treiben ärgerlich die Pferde an, die noch unsicher über die glatte Spiegelfläche stampfen. Auf der Schneehalde des linken Ufers zeigen sich, scharf vom Himmel abgezeichnet, Lastkraftwagen, die ausgeladen werden: Kampfmittel, Lebensmittel für die Unsrigen! Und ein Postbote mit der vorgeschnallten Ledertasche trollt sich gemächlich und geradeaus unterm Sonnenschein zum Befehlsstand des Bataillonskommandos, und über den Hügel her tragen zwei Mann vom Verbindungsdienst die Thermosflaschen mit der heissen Suppe; auch sie suchen keine Deckung und gehen in vierzig Meter Entfernung am vordersten deutschen Graben vorbei. Jawohl, unsere Schützen haben die Sonne erobert, das Tageslicht, ihr heiliges Recht, auf dem Boden von Stalingrad in Lebensgrösse einherzuschreiten

unter dem blauen Himmel. Nur die Leute von Stalingrad kennen den Preis und Wert dieses Sieges, und sie selber lachen heute beim Anblick der wimmelnden Bewegung von Truppen und Wagenzügen unter der Wintersonne. Lange Monate war es so gewesen, dass jedes kleinste Fleckchen, Pünktchen, das sich irgendwo in der Landschaft bewegte, schweres und schwerstes Feuer deutscher Batterien auf sich zog. Monate-lang hatten tausende Menschen immer schmerzlich die nächste Nacht herbeigesehnt, denn nur nachts konnte man das kalte Steingehäuse verlassen, einen frischen Atemzug tun, die steif gewordenen Arme und Beine recken.

Jawohl, alles ist dem heilsamen Wandel unterworfen, und dieselben Deutschen, die im September die eine oder andere Strasse erstürmt, sich in Stadtquartieren wohnlich niedergelassen und zur Mundharmonika getanzt hatten, dieselben Deutschen, die nachts mit grossen Stadtlichtern fuhren und tagsüber auf riesigen Lastwagen Vorräte heranschafften, sind heute kleinlaut ins kalte Erdreich eingezogen und leben, soweit sie noch leben, im Maulwurfsbau, versteckt unter steinernen Ruinen. Lange stand ich mit dem Feldstecher im vierten Stock eines halbzerstörten Stalingrader Wohnhauses und schaute mir aufmerksam die von den Deutschen besetz-

ten Viertel an. Nicht ein einziges Rauchfähnlein von wärmendem Feuerbrand, nicht eine einzige Nasenspitze war zu sehen. Für sie ist die Sonne nicht da und nicht das Tageslicht, ihnen folgt man jetzt fünfundzwanzig bis dreissig Patronen am Tage aus, ihnen befiehlt man jetzt, nur auf den anstürmenden Gegner zu schiessen, ihr Mundvorrat für den Tag beträgt einhundertzwanzig Gramm Brot und ebensoviel Pferdefleisch, sie hocken wie fellbewachsene Wilde in steinernen Höhlen und benagen Pferdeknochen, sitzen in qualmiger Dunkelheit unter den Trümmern der von ihnen zerstörten herrlichen Stadt, hocken in toten Werkabteilungen, die einst der Stolz des Sowjetlands gewesen sind. Nachts kriechen sie an die Erdoberfläche, und voller Entsetzen vor der russischen Kraft, die sie langsam aber sicher erdrückt, schreien sie: «He, Russ', auf Füsse schiessen, wozu denn immer auf Kopf schiessen!»

Aus sechsläufigen Granatwerfern haben sie die Wasserleitung beschossen, fünfhundert Granaten haben sie gegen das städtische Kraftwerk abgefeuert, alles haben sie zerstört, was brennen konnte, Schulen haben sie umgelegt, Apotheken, Krankenhäuser dem Erdboden gleichgemacht; und nun sind für sie die schrecklichen Tage angebrochen. Tage und Nächte, da laut

dem Gesetz der Geschichte und gemäss dem Willen des russischen Soldaten beschlossen ist, ihnen hier eine Sühne zu bereiten, zwischen kalten, anklagenden Ruinen, in der Dunkelheit, ohne Wasser, beim Benagen von Pferdeknochen, ohne Sonne und Licht, unter den grausamen Frostgestirnen der russischen Winternacht. Jawohl, alles ist dem Wandel unterworfen, alles hat sich verändert um Stalingrad. Gerecht und furchtbar ist das Gesetz der Geschichte, und unbeugsam der Wille unserer Stalingrader Streitmacht.

3. Januar 1943

III

Die Armee

Der Weg zum Bataillon führt über Eisenbahngleise, auf denen in dichten Reihen Güterzüge stehen, mitten durch den frischen, nachts gefallenen Schnee. Dann geht es über ein freies Gelände, das von Bomben und Granattrichtern aufgewühlt ist. Auf dem Hügel vor uns ragen dunkel die Wassertürme, in denen die Deutschen sitzen. Das freie Gelände, das wir über-

queren, ist von den feindlichen Scharfschützen und Beobachtern gut eingesehen. Aber der kleine Rotarmist im langen Militärmantel neben mir stapft ruhig seines Weges und erklärt mir zum Trost gleichmütig:

«Sie meinen, die da drüben können uns sehen? Aber gewiss können sie das. Früher sind wir hier nur nachts langgekrochen, aber jetzt ist es was anderes, jetzt sparen sie drüben mit Patronen und Minen.»

Dann fragt mich mein Begleiter plötzlich, ob ich nicht Schach spiele und bei dieser Gelegenheit erfahre ich, dass er ein Schachspieler der ersten Klasse ist und gerade seinen Meistertitel bekommen sollte. Noch niemals habe ich über dieses edle und abstrakte Spiel ein Gespräch geführt, während ich mir dauernd bewusst war, dass ich mich unter den Augen der patronensparenden Deutschen befinde. Ich gab meinem Begleiter ziemlich zerstreute Antworten, denn meine Gedanken wurden durch die beständige Erwägung abgelenkt, ob die in den Wassertürmen nistenden Deutschen wohl auch sparsam genug wären. Aber die Wassertürme verschwanden unseren Blicken, je näher wir ihnen kamen, und versteckten sich schliesslich hinter dem Kamm des Hügels.

Wir gingen auf kaum merkbaren Pfaden

über die Fläche, wo früher die soundsovielte Werkhalle eines der Stalingrader Grossbetriebe stand. Wir kamen an ganzen Bergen fuchsroten Eisenschrotts, an kolossalen Giesskübeln, an Stahlplatten und eingestürzten Mauern vorbei. Die Rotarmisten sind an die Zerstörungen ringsum so gewöhnt, dass sie ihnen nicht mehr ins Auge fallen. Im Gegenteil, ein zufällig heilgebliebenes Fensterglas in den Ruinen der Fabrikverwaltung, ein hoher Schornstein ohne Durchschuss, ein Häuschen, das wie durch ein Wunder unversehrt steht, rufen Staunen und Neugier hervor.

«Sieh doch mal, das Häuschen dort lebt», sagen sie im Vorbeimarschieren und lächeln.

Und wirklich, sie nehmen sich rührend aus, diese unversehrten Zeugen friedlichen Lebens im Reiche des Todes und der Verwüstung.

Der Befehlsstand des Bataillons befindet sich im Keller eines vierstöckigen Fabrikblocks in einem der Industriewerke. Es ist der am weitesten westwärts vorgeschobene Punkt der Stalingrader Front, der sich wie eine Landzunge in das Gewirr der von den Deutschen besetzten Häuser und Bauten hineinschiebt. Der Feind steht gleich nebenan, aber das hindert die Rotarmisten nicht, sich ruhig und bedächtig mit ihrer Wirtschaft zu befassen. Zwei Mann sägen

Holz und ein dritter spaltet die Kloben mit einem Beil. Dann kommen Kämpfer mit Thermosgefässen vorbei. In der Nische einer halbzerfallenen Mauer sitzt ein Schütze und schlossert eifrig, wobei er leise vor sich hinsummt. Was er repariert, ist ein beschädigter Teil von einem Granatwerfer. Er sitzt da wie ein richtiger Handwerker in seiner altgewohnten Werkstatt.

Das Haus aber trägt die Spuren des grausigen Zerstörungswerks der Faschisten. Ringsum haben die deutschen «Fünfhunderter» riesige schwarze Löcher gerissen. Betonwände und Zimmerdecken sind von den Bombentreffern eingestürzt. Verbogene Eisenkonstruktionen hängen herab und sehen aus wie ein dünnes Fischernetz, das ein grosser Stör zerrissen hat. Die Westmauer ist von der Fernartillerie zerstört, die Nordmauer eingebrochen. Die Wände sind Von leichten Geschossen und Minen wie zerpickt. Aber Eisen und Stein, vom Feuer der Deutschen kleingemahlen, haben die Rotarmisten mit ihren Händen zu neuen Mauern gefügt, die mit langen schmalen Schiesscharten versehen sind. Und diese Festung aus Trümmern hat sich nicht ergeben. Sie stand als ein Vorposten unserer Verteidigung und sie unterstützt heute mit ihren Rohren unsere Offensive.

Und heute wie gestern tobt hier der Krieg

in seiner ganzen Härte. An manchen Stellen kommen die Gräben des Bataillons bis auf zwanzig Meter an den Feind heran. Der Posten hört, wie die Deutschen in ihren Gräben stapfen, hört das Geschimpfe, das sich jedesmal bei der Essenausgabe erhebt und hört die ganze Nacht, wie der deutsche Posten in seinem dünnen Schuhzeug in der Kälte herumtanzt. Hier ist jeder Fleck eingeschossen und jeder Stein Richtziel. In diesen tiefen schmalen Gräben und Bunkern, wo sich die Menschen Öfchen mit Rohren aus Granathülsen eingerichtet haben, in denen sie wie in der eigenen Wirtschaft gelegentlich einen Kameraden schelten, der sich vom Holzhacken drückt, in denen sie saftig schlürfend mit geschnitzten Löffeln Suppe essen, die in Thermosgefäßen durch die Laufgräben nach vorn gebracht wird – lastet Tag und Nacht die Spannung der Vernichtungsschlacht.

Die Deutschen wissen, welche Bedeutung dieser Abschnitt im ganzen System ihrer Verteidigung hat. Auch nicht eine Spanne hoch darf man den Kopf über den Grabenrand heben, schon knackt ein Schuss von einem deutschen Scharfschützen; denn hier wird mit Patronen nicht gespart. Aber die festgefrorene steinige Erde, in die sich die Deutschen tief eingewühlt

haben, kann sie nicht schützen. Tag und Nacht hämmern die Spaten und Hacken, Schritt für Schritt arbeiten sich unsere Rotarmisten vor, bahnen sich mit ihren Leibern den Weg durch das Erdreich, immer näher an die Anhöhe heran, die das Gelände beherrscht. Und die Deutschen ahnen, dass bald die Stunde schlagen wird, wo weder Scharfschützen noch Maschinengewehre ihnen helfen können. Und dieses Hämmern der Spaten macht sie erschauern, sie möchten es wenigstens für eine kurze Weile, wenigstens eine Minute lang zum Schweigen bringen.

«Russ geh rauchen!» rufen sie herüber.

Aber aus den russischen Stellungen kommt keine Antwort, und gleich darauf geht das Hämmern der Spaten und Hacken im Getöse der Detonationen unter. Die Deutschen möchten, das Krachen der Handgranaten solle die furchtbare und planmäßige Arbeit der Russen übertönen. Als Antwort fliegen auch aus unseren Gräben die Granaten. Aber kaum verzieht sich der Rauch, kaum verklingt das Getöse, da hören die Deutschen schon wieder das Schaufeln ihrer Totengräber.

Nein, diese Erde schützt sie nicht Diese Erde ist ihr Tod. Mit jeder Stunde und jeder Minute graben sich die Russen weiter vor, über-

winden die eiserne Härte des festgefrorenen Winterbodens.

Und nun sind wir wieder auf dem Befehlsstand des Bataillons. Durch eine zerstörte Wand, an der noch ein Täfelchen mit der Aufschrift «Kämpft gegen die Fliegenplage, schliesst die Türen!» hängt, gelangen wir in einen tiefen Kellerraum. Ein braunroter Kupfer-Samowar steht auf dem Tisch. Auf Sprungfedermatratzen, die aus den zerstörten Häusern in der Nachbarschaft stammen, schlafen Rotarmisten und Kommandeure. Bataillonsführer ist Hauptmann Ilgtschkin, ein hochgewachsener, schlanker Jüngling mit schwarzen Augen und dunkler hoher Stirn, ein Tschuwasche. In seinem Gesicht, seinen heißen Augen und seiner Rede spürt man die ruhige Zurückhaltung der Stalingrader. Er sagt:

«Seit September bin ich hier. Und jetzt kann ich an nichts andres denken als an diese Anhöhe. Vom frühen Morgen, wenn ich aufstehe, bis in die späte Nacht. Und sogar im Schlaf sehe ich sie vor mir.» Er klopft erregt mit der Faust auf den Tisch und erklärt: «Ich nehme sie ein, bestimmt nehme ich sie ein. Der Plan ist so bis ins Kleinste ausgearbeitet, dass kein Irrtum unterlaufen kann.»

Im Oktober war es eine andere Idee, die ihn

und den Schützen Repa nicht losliess: sie wollten, koste es, was es wolle, einen «Junkers 87» aus einer Panzerbüchse abschiessen.

Ilgatschkin nahm ziemlich schwierige Berechnungen mit der Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses und der Durchschnittsgeschwindigkeit des Flugzeugs vor und arbeitete schliesslich eine Tabelle für die Schussberichtigung des Feuers aus. Mit viel Phantasie zimmerten sie ein in seiner Einfachheit geistreiches «Fliegerabwehrgerät». Sie rammten einen Pfahl in den Boden, brachten ein Wagenrad mit einer Nabe darauf an. Die Panzerbüchse wurde mit Eisenklammern an den Speichen befestigt, so dass sie zwischen diese zu liegen kam. Und der hagere mürrische Repa schoss noch am selben Tag drei deutsche Sturzbomber «Junkers 87» ab.

In letzter Zeit hat sich der berühmte Stalingrader Scharfschütze Wassili Saizew dieser Panzerbüchse angenommen. Er hat eine Fernzielvorrichtung von einem Scharfschützengewehr daran angebracht und hat sich vorgenommen, seine Kugel mitten durch die Schiesscharte in die deutschen MQ-Nester zu setzen. Und ich bin überzeugt, dass er erreicht, was er will. Saizew selbst ist ein stiller Mensch, von dem die Kameraden in der Division sagen: «Der ist so gebildet und bescheiden, er hat schon zweihun-

dertfünfundzwanzig Hitlerleute umgelegt.» Auch in der Stadt geniesst er grösste Popularität. Die von ihm geschulten jungen Scharfschützen heissen die «Hasenjungen»*, und wenn er sie nach einer Rede fragt: «Stimmt's?», dann antwortet alles im Chor: «Es stimmt, Wassili Iwanowitsch, es stimmt.» Und dieser Saizew sitzt jetzt mit den Ingenieuren zusammen, probiert, skizziert, grübelt und berechnet.

Hier in Stalingrad trifft man erstaunlich viele Menschen, die nicht nur ihr Herzblut, sondern die all ihre geistigen Kräfte, ihr ganzes angespanntes Denken in den Krieg hineinlegen. Wie viele solcher Menschen habe ich gesehen – Hauptleute, Sergeanten und einfache Rotarmisten –, in denen Tag und Nacht nur ein Gedanke bohrte, die Tag und Nacht an irgendetwas rechneten und konstruierten, als hätten es diese Menschen, die die Stadt verteidigen, auf sich genommen, in diesen Kellern hier Erfindungen und wissenschaftliche Entdeckungen auszuarbeiten, mit denen sich noch vor Kurzem in den geräumigen Laboratorien der Institute und Betriebe berühmte Professoren und Ingenieure befassten.

Die Stalingrader Armee kämpft in der Stadt

*Wortspiel. Der Name Saizew kommt von der Wurzel Sajez – Hase.

und in den Betrieben der Vorstadt. Und wie früher einmal die Direktoren der Stalingrader Industrie-Giganten und die Parteileiter der Bezirke ihren Stolz darin sahen, dass dieser und jener berühmte Stachanowmann, diese und jene Stachanowarbeiterin bei ihnen und in keinem anderen Stadtteil arbeiteten, so sind jetzt die einzelnen Divisionsführer auf ihre berühmten Kämpfer stolz. Batjuk zählt schmunzelnd an den Fingern auf:

«Saizew, den besten Scharfschützen, habe *ich* in meiner Truppe. Besditko, den besten Granatwerfermann ebenfalls. Schuklin, den besten Kanonier von ganz Stalingrad desgleichen.»

Und wie früher jeder Stadtbezirk seine Traditionen, seinen Charakter, seine Eigenart hatte, so unterscheiden sich auch jetzt die Stalingrader Divisionen – einander ebenbürtig an Ruhm und Verdienst – durch eine Menge von kleinen Besonderheiten und charakteristischen Zügen. Von den Traditionen der Divisionen Rodymzew und Gurtjew haben wir bereits früher berichtet. Bei den Leuten aus der prächtigen Division Batjuks herrscht ein Ton herzlicher ukrainischer Gastfreundschaft, eine liebevoll spöttische Gutmütigkeit.

Sie erzählen mit Vergnügen, wie Batjuk einmal vor seinem Bunker stand und scherzend

das Feuer korrigierte, als die deutschen Minen eine neben der anderen in eine Mulde flogen und dicht um den Artilleriechef einschlugen, der eben seine unterirdische Höhle verlassen wollte. «Weiter rechts zwei Meter. So, und jetzt weiter links einen Meter. Kopf hoch, Artilleriechef! Half durch!» Man lacht auch gern über den legendären Granatwerfer-virtuosen Besditko. Und Besditko, ein Mann, der nie sein Ziel verfehlt, der seine Granaten auf den Zentimeter haargenau hinlegt, ärgert sich wohl ein bisschen, aber lacht mit. Und Besditko wieder, mit seiner singenden weichen Tenorstimme und seinem verschmitzten ukrainischen Lächeln, spöttelt liebevoll über den Batterie-führer Schuklin, der im Laufe eines Tages aus einer Kanone vierzehn Panzer zerschoss. «Er hatte eben nur die eine, da konnte er nicht aus mehreren schiessen.»

Ja, man lacht gern im Bataillon und erzählt sich gern etwas Lustiges. Von plötzlichen nächtlichen Zusammenstößen mit den Deutschen wird erzählt, und wie man die in die Gräben fliegenden Handgranaten im Flug auffängt und in die deutschen Unterstände zurückschmeisst, oder wie gestern der sechsläufige «Dummerjan» der Deutschen aufgespielt hat, und alle seine sechs Minen treu und redlich in die deutschen

Stellungen verfrachtete. Eine beliebte Geschichte ist auch die von dem Riesensplitter einer tonnenschweren Fliegerbombe, der glatt einen Elefanten hätte töten können, und der im Vorbeiflug einem Rotarmisten messerscharf den Mantel, die Steppjacke, die Feldbluse und sogar das Hemd durchschneidet, ohne ihm auch nur die Haut zu ritzen und ohne dass ein Tröpfchen Blut geflossen wäre. Und bei all diesen Geschichten wird ausgiebig gelacht, und wenn man zuhört, scheint einem wirklich alles komisch, und man fängt selbst zu lachen an.

In dem nebenanliegenden Kellerraum des Werks stehen die Kompanie-Granatwerfer. Hier wird geschossen, hier wird der Feind beobachtet und hier wird gesungen, gegessen und Grammophon gespielt. Ein dünner Sonnenstrahl dringt durch eine Ritze in der Holzverschalung, mit der das Kellerfenster abgedichtet ist. Langsam kriecht er am Bein eines Bettes hoch, liebkost den Schaftstiefel eines schlafenden Soldaten, spielt auf einem Metallknopf an seinem Mantel, kriecht dann zum Tisch hinüber und streicht behutsam, als fürchte er, sie könnte explodieren, über eine Handgranate, die neben dem Samowar liegt. Immer höher klimmt der Strahl und das heisst, dass die Sonne sich zum Horizont neigt und der Winterabend anbricht.

«Ein stiller Abend»,. sagt man gewöhnlich. Aber dieser Abend war schwerlich still zu nennen. Ein langgezogenes Gackern ertönte, dann hörte man schwere, dicht aufeinanderfolgende Detonationen, und alle Mann im Keller sagten wie aus einem Mund: «Der Sechsläufige spielt auf.» Dann hörte man ebenso wuchtige Explosionen und ein langes, verhallendes Dröhnen. Ein paar Sekunden später kracht ein Schuss. «Das war unsere Weittragende vom anderen Ufer», sagten die Leute im Bunker. Und wenn das Schiessen auch keinen Augenblick aufhörte und man in dem kalten, dunklen Keller die Abenddämmerung nur daran merkte, dass der Sonnenstrahl immer höher und höher kroch und nun schon bald die russige Decke erreicht hatte, wurde es doch ein richtiger, stiller Abend.

Die Rotarmisten zogen das Grammophon auf.

«Welche Platte wollen wir auflegen?» fragte einer.

Und ein paar Stimmen antworteten durcheinander:

«Unsere natürlich, unsere Lieblingsplatte.»

Und da geschah etwas Merkwürdiges. Während der Rotarmist noch nach der Schallplatte suchte, dachte ich im Stillen: «Wie schön wäre es, hier in diesem zerschossenen schwarzen Keller das irische Trinklied zu hören, das ich

so liebe.» Und plötzlich erklang es, feierlich und traurig getragen.

«Hinter den Fenstern braust der Sturm.. .»

Man sah es, das Lied drang den Leuten ins Herz. Sie sassen schweigend im Kreis und lauschten. Und an die zehnmal legten sie die Nadel immer wieder auf dieselbe Stelle:

*«Mylady Tod, wir bitten sehr,
warten Sie draussen vor der Tür...»*

Diese Worte und diese zugleich naive und geniale Beethovensche Musik packten hier mit einer nicht wiederzugebenden Gewalt. Im Krieg erfährt der Mensch viele erregende Gefühle, freudige und traurige, er kennt Hass und Sehnsucht, Schmerz und Furcht, Liebe, Mitleid, Rache. Doch selten sucht Trauer den Kriegsmann heim. Aber in diesen Worten und in diesen Klängen eines grossen leidenden Herzens, in dieser herablassend spöttischen Bitte an Mylady Tod lag eine unbeschreibliche Stärke und edle Trauer.

Und hier fühlte ich wie nie zuvor eine Freude über die gewaltige Kraft der wahren Kunst, dass Rotarmisten, die drei Monate lang Aug in Auge

mit dem Tod in diesem zerstörten, verstümmelten Bau sassen, der sich den Faschisten dennoch nicht ergab, feierlich wie einem Gottesdienst den Beethovenschen Melodien lauschten.

Und unter den* Klängen dieses Liedes zogen im Dämmerlicht des Kellers feierlich und greifbar nahe Dutzende von Menschen vorüber, Menschen, die teilhatten an der Stalingrader Verteidigung und in denen sich die ganze Grösse der Volksseele verkörpert Da war der strenge, unversöhnliche Sergeant Wlassow, der die Überfahrt hielt. Da war der Pionier Bryssin, ein schöner dunkelhäutiger Mensch, der in seiner fast sagenhaften Verwegenheit keine Grenzen kannte und der sich allein gegen zwanzig in einem leeren zweistöckigen Haus geschlagen hatte. Da sah man Potchanow, der verwundet war und auf keinen Fall ans linke Ufer wollte.

Als das Gefecht wieder einsetzte, schlich er sich aus dem Sanitätsbunker, kroch in die vorderste Stellung und fing wieder an zu schiessen. Da war der Sergeant Wyrutschkin, der im Traktorenwerk unter orkanartigem Feuer einen verschütteten Divisionsstab ausgrub, und mit so wildem Eifer die Hacke schwang, dass ihm Schaum vor den Mund trat. Dieser selbe Wyrutschkin, der sich ein paar Stunden vorher auf einen brennenden Lastkraftwagen voll Mu-

nition gestürzt und die Flammen erstickt hatte, und bei dem sich der Kommandeur nicht mehr bedanken konnte, weil ihn inzwischen eine deutsche Mine getötet hatte. Vielleicht lag ihm diese Soldatentapferkeit noch von seinen Ahnen her im Blut – dieses Alles-ringsum-vergessen-können und dem Kameraden aus der Not helfen. Vielleicht trug auch deshalb ihr Geschlecht den Namen Wyrutschkin*.

Und da fiel mir auch plötzlich der Brief ein, von einer Kinderhand geschrieben, der neben einem im Bunker getöteten Rotarmisten lag. «Guten Tag oder vielleicht auch Outen Abend, Papi. Ich habe grosse Sehnsucht nach Dir, komm bald zu uns, wenigstens für ein Stündchen und schau nach uns. Ich schreib und die Tränen kullern mir dabei herunter. Deine Tochter Nina.»

Und ich sah ihn vor mir, diesen toten Papi. Vielleicht hat er den Brief noch einmal gelesen, als er seinen Tod kommen fühlte, und das zerknitterte Blättchen Papier blieb neben seinem Kopf liegen, als alles vorbei war...

Ich dachte an den Kämpfer Wolkow vom Brückenbataillon. Mit einem Halsschuss und

* Von «wyrutsdika», Hilfeleistung.

zertrümmertem Schulterblatt hatte er sich dreissig Kilometer weit zur Überfahrt geschleppt, streckenweise auf dem Bauch kriechend, teils liess er sich von vorüberfahrenden Wagen mitnehmen und weinte bittere Tränen, als sie ihn von der Überfahrt wieder ins Lazarett zurückbrachten.

Wie soll ich beschreiben, was ein Mensch in dieser Stunde in dem dunklen Keller eines Werks empfand, das sich dem Feind nicht ergab, unter den Klängen des feierlich getragenen Liedes, von den ernsten und harten Gesichtern der Männer im Rotarmistenrock.

13. Januar 1943

J. Dolmatowski

Der Ring hat sich geschlossen

Es war ein leuchtender Herbsttag, als wir Stalingrad verliessen. Ringsum fielen Bomben und die Wolga spie ganze Wassersäulen empor. Das Ufer brannte, die Schiffe brannten, der Fluss war voll von ertrinkenden Menschen. Kampfproben Divisionen blieben in Stalingrad zurück, die die Aufgabe hatten, jedes Haus, jede Stube zu verteidigen.

Wir zogen nach Nordwesten, in der Richtung zum Don. Damals konnten wir noch nicht die ganze Grösse des bevorstehenden Manövers begreifen, dessen Idee fern in Moskau, im Hauptquartier des Oberkommandierenden geboren war. Wir nahmen Abschied von Stalingrad, und es tat uns weh, dass nicht wir es waren, die diese Stadt verteidigen sollten. Wir waren nicht lange dort gewesen, in dieser Stadt der Gärten und Betriebe und der grossen revolutionären Traditionen. Doch unsere Liebe zu Stalingrad hatte sich im Feuer seiner Brände gestählt und eine solche Liebe währt ewig.

Die Kriegsberichte von unserer Front trugen den kurzen Vermerk «Nordwestlich von Stalingrad». Und hinter diesen drei Worten stand viel, sehr viel.

Durch die Steppe zwischen der Wolga und dem Don ziehen sich zahlreiche tiefe Schluchten. Die Strassen sind glattgefahren und glänzen wie Glas. Jeder Hügel trägt den Namen des Bataillonskommandeurs, der ihn erstürmt hat. Die Front zog sich am flachen Linksufer des Don entlang und nur stellenweise, wo sich keine Ausbuchtungen befanden, reichte sie ans rechte Ufer hinüber.

Die Hügel am Steilufer waren schwärzlich-gelb, unsere Granatwerfer hatten sie kahl gesengt. Die Deutschen, Rumänen und Italiener wollten uns um jeden Preis von den Brückenköpfen zurückwerfen. Aber jeder kleinste Hügel wurde zur Bastei. Eine dieser Anhöhen hielt Leutnant Kotschekow mit sechzehn Mann. Ein ganzes deutsches Infanterieregiment mit Panzern griff sie an. Die Panzer wurden in Brand geschossen und die Infanteriebataillone aufgerieben. Kotschekow und seine sechzehn haben mit ihren Leibern dem Feind den Weg verrammelt. Sie fielen alle bis zum letzten Mann, aber die Anhöhe fiel nicht.

Stalingrad am nächsten waren die am Wol-

ga-Ufer stehenden Verbände. Sie sollten zum Traktorenwerk vorstossen, aber das rasende Feuer des Feindes versperrte ihnen den Weg. Die Deutschen hatten hier sehr feste Verteidigungsanlagen ausgebaut.

Harte Spätherbsttage verbrachten wir nordwestlich von Stalingrad. Wie ein Vorwurf zog sich der bittere Rauch der brennenden Stadt über die Steppe. Wie mag es dort den Kameraden ergehen? Welch unwahrscheinlichem Ansturm motorisierter Divisionen sie standhalten müssen!

Im Oktober kam ein Brief von General Rodymzew, dem Kommandeur der Gardedivision, die eine Gruppe der Stalingrader Industriewerke verteidigte. Der General schrieb aus seinem Befehlsstand, einem Abflussrohr aus Eisenbeton, das vor Geschossen und Kugeln Schutz bot, folgendes: «Gestern haben die Deutschen durch den Rundfunk herübergeschrien, euer Rodymzew wird in der Wolga ‚bullern‘. Ich habe ihnen antworten lassen, sie werden sich eher die Hälse brechen, als dass Rodymzew in der Wolga ‚bullern‘ sollte.» Man konnte diesen Brief nicht ohne Lächeln lesen. In dieser Stadt, die von Dutzenden deutscher Divisionen bedrängt und von tausend Flugzeugen bombardiert wird, sitzt ein junger Sowjetgeneral mit ergrautem Kopf

und bringt es fertig, gelassen und sicher zu scherzen. Nein, Stalingrad lebt und wird leben!

Die Armee nordwestlich von Stalingrad hatte sich in den Boden eingegraben. Das unausgesetzte Feuer und die blutigen Kämpfe an diesem Abschnitt zogen starke Kräfte des Gegners ab und verhinderten seinen Entscheidungsschlag gegen Stalingrad. Das tröstete uns, die wir keinen anderen Wunsch hatten, als uns unmittelbar in jener Stadt mit dem Feind zu schlagen. Der wahnsinnige «Führer» verkündete im Rundfunk, der Fall Stalingrads sei nur noch eine Frage von Tagen, und bestimmte schon das Datum für die Truppenschau nach der Einnahme. Dann musste er den Termin aber verschieben, setzte einen neuen Tag fest und verschob ihn wieder.

Im November wurde die Lage Stalingrads tragisch schwer. Die Wolga wollte und wollte nicht zufrieren, es trieben nur Eisschollen auf dem Fluss, die die Arbeit der letzten Fähren störten. Wenn sich Frontkameraden begegneten, hörte man immerzu: «Schwer ist es in Stalingrad.» Und es klang, als ob ein jeder sagte: «Schwer ist's mir ums Herz.»

Die Kämpfer in der Truppe gerieten in Unruhe: Stalingrad hat es schwer und wir stehen auf dem Fleck. Dann kam in den Schützengrä-

ben und Bunkern ein Gerücht auf: «Stalin ist bei uns gewesen. Gestern hat man ihn gesehen, mit seinem festen ruhigen Gang, in den vordersten Stellungen... «Ich weiss nicht, ob Stalin wirklich hier war, aber dieses anfeuernde Gerücht entstand aus dem tiefsten Wesen des Begriffs Stalingrad, der Stadt, die Stalins Namen trägt. Der Wunsch, Stalin zu sehen und in Stalingrad zu sein, fand in diesem Gerücht seinen Ausdruck.

Am 19. November ging es endlich los. Die Artilleriegeschosse schlugen am jenseitigen hohen Donufer ein. Die Infanterie setzte über den noch nicht zugefrorenen Fluss und ging zum Sturm vor, mit einer übermütigen und zugleich bösen Verwegenheit.

Durch die Gefechtsordnungen der Infanterie brachen sich Panzer und Gardekavallerie Bahn. In stürmischem Vorstoss, die von den Deutschen besetzten Dörfer überrennend und überall Panik verbreitend, jagten sie unaufhaltsam vorwärts, erreichten die westlich von Stalingrad gelegene Stadt Kalatsch und eroberten sie frisch vom Marsch her. Der Truppenteil des Oberstleutnants Babitsch umzingelte eine Anzahl rumänischer Divisionen und forderte sie zur Kapitulation auf. Der rumänische General tat das einzig Vernünftige, er streckte die Waffen. An der Spitze seiner

Truppen fuhr er uns in einem Kraftwagen entgegen, ihm folgten die höheren Offiziere und dann kamen kompanieweise in Marschordnung die Mannschaften. Sie trugen alle hohe Schaffellmützen, in denen sie wie Hirten aussahen.

Die Deutschen zogen sich ostwärts zurück, und die Rote Armee griff zum erstenmal während dieses Krieges vom Westen nach Osten an. Die Rotarmisten fühlten sich als die rechtmässigen Herren, als sie das Steilufer betraten, nachdem sie sich durch den ganzen Donbogen durchgekämpft hatten, wo die Deutschen in jeder Bodenvertiefung einige Intendanturlager im Stich liessen.

Barfüssige Frauen kamen uns entgegen, Greise mit leichten Kopfbedeckungen, denn alles – Schuhe, Kleider, warme Mützen – hatte der Feind mitgenommen. In dem Vorwerk Wertjatscheje neigten wir das Haupt vor den Leichen der zu Tode gemarterten russischen Kriegsgefangenen. Ihre nackten Körper trugen die Spuren grauenhafter Foltern. Die Mannschaften litt es nicht an einem Fleck, sie wollten vorwärts. Auf den Strassen, an deren Rändern mit deutscher Gründlichkeit alle dreissig Meter Meilensteine aufgestellt waren, sahen wir Menschen in Zivilkleidung, die von Automobilrädern nie-

dergefahren waren. Die deutschen Fahrer betrachteten es als einen Hauptspass, in die Karawanen der aus den Stalingrader Vorstädten geflüchteten Menschen hineinzufahren.

Ein riesiges Gebiet war schon vom Feind befreit. Und zur gleichen Zeit trieben andere Verbände die Deutschen nach Westen und Süden. Einen freudigen Klang bekamen überall im Lande die Worte «nordwestlich von Stalingrad». Aber das traf nicht mehr zu. Die Kämpfe spielten sich jetzt bereits genau westlich von Stalingrad ab.

Die Deutschen bauten sich in Verteidigungsstellungen ein. Aber schon waren die Riesenmassen, die sie gegen Stalingrad eingesetzt hatten, eingekesselt. Tag und Nacht flogen die Transportflugzeuge mit ihren gelbgerandeten Tragflächen in das Gebiet der Eingeschlossenen. Sooft sie unsere Linien überquerten, feuerte alles aus Gewehren, MGs, MPs und was sonst noch da war. Manche Kämpfer legten sich der Länge nach auf den Rücken, um bequemer nach oben schießen zu können. Und dazwischen bumste aufgeregt unsere Flak. Hunderte von «Junkers 52» wurden so heruntergeholt.

Am 8. Januar begaben sich zwei Kommandeure und ein Trompeter mit einer weissen Flagge an die vorderste Linie. Sie hatten dem

deutschen Kommando unser Ultimatum zu überreichen. Sie wurden mit Kugeln empfangen und mussten sich zurückziehen, gingen aber nach einiger Zeit zum zweitenmal vor. Der Trompeter spielte das Signal, die weisse Flagge wehte im Wind. Diesmal wurde nicht geschossen. Und drei tapfere Krieger schritten furchtlos in den Rachen des Tigers. Durch das Fernrohr konnten wir sehen, wie die Deutschen ihnen die Augen verbanden und sie wegführten. Voll Unruhe warteten wir auf ihre Rückkehr. Gegen Abend kamen sie. Der eingekesselte Feind hatte das Ultimatum abgelehnt. Noch in der Nacht lärmten unsere Lautsprecher vorn vor dem Feind und mahnten die belagerten Deutschen zur Einsicht.

Im Morgengrauen wurde alles still. Aber als der Tag anbrach, begannen wir in einer anderen Sprache zu reden. Der aufgehenden Sonne entgegen flogen unsere Minen und Granaten in den Raum des Feindes. Ein einziges Dröhnen erfüllte die Luft. Tausende von Minen zogen ihre feurige Spur über den grauen Himmel. Die Erde bebte. Die vordersten Stellungen der Deutschen flogen in die Luft. Die Kanoniere arbeiteten, dass ihnen der Schweiss über die Gesichter lief. Oberst Ignatow, Kommandeur einer Artillerieeinheit, war knallrot vor Aufre-

gung. Er war ein alter Soldat, aber einen Artillerieangriff von einer derartigen Wucht erlebte er zum erstenmal.

Um neun Uhr ging nach einer Feuerwalze der Artillerie die Infanterie zum Angriff vor. Hinter den ersten Schützenketten trugen die Truppen ihre wehenden roten Fahnen. Der Beobachtungsstand, auf dem wir uns befanden, war bei Tagesanbruch dreihundert Meter hinter der Hauptkampflinie gewesen. Aber die vorderste Linie schob sich mit solcher Geschwindigkeit vor und rollte über die Hügelkette hinweg, dass es einfach unmöglich war, den vorstürmenden Truppen nicht nachzueilen. Die Felder und Höhen waren mit unzähligen Leichen von deutschen Soldaten besät.

Lange Züge von Gefangenen wurden nach hinten abgeführt. In den Augen der Deutschen stand Entsetzen. Oberst Ignatow hatte recht, als er vor Beginn der Offensive sagte: «Bei einem solchen Artillerieangriff gibt es nur zwei Möglichkeiten – Tod oder Wahnsinn.» Die Schlacht liess nicht für eine Minute nach. Furchtbar in seiner Vernichtungswucht war der Ansturm unserer Truppen. Nach der ersten Verteidigungsstellung wurde auch die zweite am Fluss Rossoschka durchbrochen.

Dann erfuhren die Kämpfer, dass Genosse

Stalin den Truppen seinen Dank ausgesprochen hat. Die Kunde flog von Truppe zu Truppe, sie wurde von Mann zu Mann weitergegeben. Das Lob Stalins war für alle ein ungeheurer Ansporn. Der Kampf wurde zu einer Freude, die Augen sahen schärfer, die Fäuste packten fester zu.

Als wir über die Steppe fuhren, sahen wir plötzlich von ferne eine Stadt. Aus der Karte ging aber klar hervor, dass an dieser Stelle keine Stadt zu stehen hatte. Als wir näherkamen, erkannten wir des Rätsels Lösung: es war ein Irrtum. Keine Stadt, sondern Tausende von deutschen Kraftwagen standen einer neben dem andern, Bord an Bord, mitten in freiem Feld. An einer Stelle waren es neuntausend. Viele solcher «Städte» fanden wir in der Steppe.

Längs der Strassen lagen deutsche Flugplätze. Die Junkers, Heinckel, Messerschmidt und die bei den Rotarmisten besonders verhassten Focke-Wulf standen zahn in Reihen und konnten keinen Schaden mehr anrichten.

Wieviel ergreifende Begegnungen und Geschehnisse erlebten wir in den befreiten Ortschaften! Als der Feind bei der Einnahme von Karpowka plötzlich schwere Minenwerfer einsetzte, kam unter den dicht krepierenden Minen ein zwölfjähriger Junge zu unserem Komman-

deur gelaufen und zeigte ihm, wo sich die Feuerstellung des Gegners befand. Der Regimentsführer verlieh dem Jungen an Ort und Stelle die Tapferkeitsmedaille. Aber ehe die Regimentschreiberei noch den Befehl fertig hatte, war der Junge verschwunden. Da man vergessen hatte, ihn rechtzeitig nach seinem Namen zu fragen, sucht man ihn noch heute im Dorf. Von selbst kommt er nicht, denn er weiss ja nicht, dass er einen Orden bekommen soll, und die Buben im Dorf sind sämtlich so flinke und unerschrockene Kerle, dass es nicht leicht ist, den richtigen ausfindig zu machen. Hier in Karpowka begrüßte unsere Truppen auch ein Mann ohne Beine, mit einem Roten Banner-Orden auf der Brust. Es war ein Invalide des Vaterländischen Krieges, der zweimal mit einem Orden ausgezeichnete Alexander Kowylin. Er war von den Deutschen in dem Dorf überrascht worden und hatte nicht mehr flüchten können. Während die Deutschen im Dorf hausten, hatte er einigen unserer Leute geholfen, die sich dort vor dem Feind versteckt hielten.

Die Kämpfer, die nur den einen Wunsch hatten, Stalingrad zu verteidigen, haben es verteidigt. Wir zogen von Westen in die Stadt ein, ebenso wie die Truppen, die am Wolga-Ufer standen, vorher von Norden eingezogen waren.

Kurze Zeit ist verstrichen, und wir, die gestern noch an der Hauptkampflinie lagen, sind plötzlich tief in der Etappe, «im Rücken der Russen», wie unsere Leute witzeln.

Für immer ist aus den Heeresberichten des Informationsbüros und den Ortsangaben der Kriegsberichterstatte der kurze Vermerk «nordwestlich von Stalingrad» verschwunden. Doch als Denkmal russischen Kriegsrühms wird er für alle Zeiten fortbestehen.

27. Januar 1943

Major W. Welitschko

Die Zweiundsechzigste Armee

I

jp^in leichtes Flugzeug schwebt langsam über der weiten Donsteppe. Unter seinen Flügeln dehnt sich die Landschaft, und bei ihrem Anblick krampft sich das Herz vor Weh zusammen: über alle Wege, über die ganze Steppe kriechen die Horden der fremden Eroberer. Wie eiserne Maden haben sie das russische Land überzogen, bis hin zur Wolga, bis nach Stalingrad.

Ungeheuer breit war die Front.

Über die Steppe zog sich der Rauch der Schlachten, und wo die Panzer sie pflügten, stiegen gigantische Staubwolken von der trockenen Erde auf.

Unser «U-2» flog keck die Front entlang. Der Fluggast, der hinter dem Rücken des Piloten sass, trug Vermerke auf seiner Karte ein. Es war dies Generalleutnant Tschuikow. Der Armeeführer wollte sich ein genaues Bild über die Lage an der Front verschaffen. Er wusste natürlich, dass

sein Flug mit dem «U-2» nicht ungefährlich war, und er hätte auch ein anderes Flugzeug nehmen können. Aber um die Lage in allen Einzelheiten aufzuklären und nichts zu übersehen, brauchte er einen Apparat, mit dem er langsam fliegen konnte.

Der Feind war im Vormarsch, er wälzte sich gegen die Stadt. Stalingrad stand schon in Flammen.

... Der Stab der 62. Armee befand sich auf der Höhe 102.0. Von hier überblickte man die ganze Stadt und die Wolga – diesen gigantischen Raum, der zum Schlachtfeld geworden war. Der Armeeführer stand oft lange hier oben und blickte auf die Stadt. Er ging auf ihren Strassen, trat in die Häuser ein, besichtigte die Kellerräume. Er gab Befehl, dem Feind überall Widerstand zu leisten, Tag und Nacht den festgestampften steinigen Boden der Stadt aufzureissen.

Der Armeeführer hatte die einstige Verteidigung Zarizyns durch Stalin gut studiert und er hatte von Stalin gelernt.

In der brennenden Stadt wurden Befestigungen ausgeführt. Die Pioniere schanzten. Auch als die Stadt schon Schlachtfeld war, wurde sie weiter befestigt. Jedes Fenster sollte auf den Feind schiessen, jeder Pflasterstein ihn zu Fall bringen, jeder Platz ihn würgen.

Und die Soldaten von der Zweiundsechzigsten verwandelten die Stadt in eine Schildwehr, die den Deutschen den Weg verrammeln sollte.

Die Armee war noch jung, ein Jüngling, aber sie war beseelt von dem unsterblichen Geist des alten Zarizyn. Bei einer Sitzung des Kriegsrats sagte der Armeeführer:

«Jeder Mann hat wie ein Stein der Stadt zu sein.»

Die Armee begann ihre Geschichte im Feuer, Von den Flammen ihrer ersten Schlachten umlodert, zog die Armee in die Wolgafeste, ergoss sich wie ein Strom lebendigen Betons in diese vom Geist Stalins erfüllte steinerne Welt.

II

Der Kampf war erbittert.

Stalingrad glich einem Vulkan. Aus seinen Kraterhöhlen brach ätzender Rauch und unaufhörliches Dröhnen. Schwarze Asche regnete auf die Vorstädte herab. Tag und Nacht stand Feuererschein über der Stadt.

Die Deutschen waren zahlenmässig weitaus in der Übermacht Ihre Zangen bissen und bohrten sich blutig in die Verteidigung der 62. Armee hinein. Und es kam ein Tag, wo es

schien, dass die Armee zerbrechen müsste, dass es keinen Heereskörper gäbe, dessen Knochen, Adern, Gefässe dem Druck eines so vielfach überlegenen Gegners standhalten könnten.

Im Kriegsrat wurde über die Lage verhandelt.

Der Armeeführer deutete auf die Karte und sagte mit einem schweren Seufzer:

«Hier müssen Gardetruppen stehen.»

Sein Plan sah überaus schwierig aus – der Raum für das Manöver war schmal, man hatte die Wolga im Rücken, und das Feuer des Gegners war stark. Und unter solchen Bedingungen wollte er eine ganze grosse Heeresgruppe umgruppieren! Aber der Armeeführer war schon dabei, die Panzer aus seiner Reserve zuzuteilen.

«Neun, und keinen mehr!»

Er war nicht geizig, aber er war schlau. Und die Operation leitete er selber.

Das deutsche Kommando zog ungeheuer starke Kräfte gegenüber der mittleren Fährde zu einer Stossgruppe zusammen und verstärkte diesen Sturmbock mit einer gepanzerten Bogenlinie aus zahllosen Kampfwagen. In der Luft hingen dauernd die Bomber. Alles war bis ins Kleinste berechnet. Der Stoss des deutschen «Hufeisens» sollte die Stadt wie die Kugel einen Schild durchschlagen und die 62. Armee über den Haufen werfen; dann sollte sich das Hufeisen

auseinanderbiegen und die Armee in die Wolga stürzen.

Die deutsche Heeresleitung war von dem Erfolg dieses Plans so voll überzeugt, dass sie fast kein Geheimnis daraus machte, und die deutschen Soldaten schrien aus ihren Gräben zu uns herüber:

«Russe, bald geht ihr Wolgawasser saufen!»

Gab es einen Ausweg in dieser Lage?

Das Manöver unseres Kommandos war nicht darauf berechnet, mit starken Kräften zu operieren. Die Garde, die links von der Richtung des Hauptstosses lag, kam die Wolga herauf, ging ans Ufer und verschwand ungesehen zwischen den Ruinen. Eine ganze Truppe kroch in absoluter Stille bäuchlings über Steine und Ziegelscherben...

Im Morgengrauen begannen die Deutschen den Sturmangriff. Das Hufeisen drang schon in unsere Stellungen ein, als der Gegner durch einen wütenden Flankenangriff überrascht wurde. Wie durch ein Zauberwort herbeigerufen, tauchte einem sagenhaften Heerhaufen gleich die Garde auf und schlug an einer Stelle zu, wo der Gegner sie keineswegs erwartet hatte, ja nicht einmal die Möglichkeit eines Angriffs hatte voraussetzen können.

Das deutsche Hufeisen war zerbeult und zer-

spalten, sein Anhieb war aus der Richtung geworfen und abgedrängt. Nur auf einem schmalen Abschnitt kamen die Deutschen bis zur Anlegestelle und mussten sofort zur Verteidigung übergehen.

Mehr erreichte der Feind nicht.

Zukünftige Militärtheoretiker werden beim Studium der Stalingrader Operationen finden, dass keines dieser Manöver vom andern zu trennen ist, dass bei der Grossen Stalingrader Verteidigung ein einziger wunderbarer militärischer Organismus funktionierte, dessen innerstes und eigentlichstes Wesen die Bewegung war.

Die Ausmasse der Schlacht um Stalingrad wurden immer grösser. Jeder Tag brachte eine noch gewaltigere Anspannung als der vorige. Auf beiden Seiten waren bereits 13'000 Maschinengewehre eingesetzt, die 16 Stunden täglich in Tätigkeit waren; jeder Tag brachte 1'500 Flugzeuganflüge; jeder Quadratkilometer war schon mit 6'000 Tonnen Metall und 40'000 Bomben belegt.

Aber die Armee schlug sich weiter.

Nicht durch Überzahl hielt sich die 62. Armee, sondern durch militärische Kunst. Sie war eine ganze Universität der Strassenkampftechnik. Ihre Studenten waren die Kämpfer, die Gräben

und Bunker ihre Hörsäle und der Hass gegen den Feind war ihr Lehrbuch.

Garde-Untersergeant Nikon Kowalenko, ein ganz junger 'Mensch, leitete ein Gefecht in einem siebenstöckigen Treppenhaus. Der enge Innenraum mit seinen Treppenabsätzen konnte nur von einem taktisch über den Durchschnitt begabten jugendlich-feurigen Menschen militärisch ausgewertet werden. Wie der Wind fuhren die Schützen des Untersergeanten, Juri Kaschin und Andrej Bolotow, mit gebündelten Handgranaten die Treppe hinunter und vernichteten die Deutschen in den halbzerstörten Stockwerken.

Kein verwegener Handstreich spielte sich hier ab, sondern ein Kampf, der 16 Stunden dauerte.

Unser Heer und der Feind prüften einander in diesen Kämpfen. Und in jenen Tagen sandte der Scharfschütze und Jungkommunist Saizew seine berühmt gewordenen Worte an Genossen Stalin:

«Für uns hat die Wolga nur ein Ufer!»

III

Die Deutschen überschütteten die Armee mit Flugblättern. Es war ein schmutziger Regen aus Lüge, Verleumdung, Drohung und Gaunerei.

Aber dann warfen sie Zettel ab, worauf ein Hufeisen abgebildet war, dessen Enden an die Wolga stiessen und dessen Bogen die 62. Armee umfasste.

Und diesmal entsprach das Flugblatt der Wahrheit. Die 62. Armee war von den deutschen Truppen wirklich in Hufeisenform eingeschlossen und an den Strom gedrängt.

Die einzige Verbindung mit dem Hinterland, jener Quelle, die die Kräfte der Armee speiste, war der Strom. Aber der Weg hinüber führte durch Feuer. Die Deutschen hatten den ganzen Flusslauf längs der Stadt und die Zugänge zum linken Ufer in Quadrate eingeteilt und hielten sie unter massiertem gezieltem Feuer.

Von allen beherrschenden Anhöhen der Stadt bestrichen die Deutschen den Strom, der wie auf der flachen Hand vor ihnen lag. Es brauchte sich nur auf der glatten Wasserfläche ein Pünktchen zu zeigen, schon bellte der sechsläufige Minenwerfer los, die schweren Minen fielen in das nötige Quadrat und rissen gigantische Wassersäulen hoch.

Und die Wolga brodelte von Maschinengewehrfeuer.

Es war noch denkbar, einmal die Überfahrt zu riskieren. Aber die 62. Armee musste dem Feind Schlag auf Schlag versetzen. Und dazu

brauchte sie Geschosse, Minen, Schanzholz, sie brauchte Proviant.

Eines Morgens schwemmte im Kirow-Rayon von Stalingrad ein Floss an. Es trieb ans Ufer und blieb dort still liegen. Einwohner und Rotarmisten liefen herbei und erstarrten in düsterem Schweigen. Vier Männer lagen auf dem Floss, ein Leutnant und drei Mann. Die Menschen und das Fahrzeug waren von Geschossen zersiebt, als hätten die eisernen Zähne eines Ungeheuers lange und erbittert auf das nasse Holz und die menschlichen Leiber eingehauen.

Einer von den vier war noch am Leben. Ohne die Augen aufzuschlagen und ohne ein Glied zu bewegen, lallte er:

«Welches Ufer, das rechte?»

«Ja, das rechte», antworteten die Rotarmisten wie aus einem Mund.

«Dann sind wir angekommen», sagte der Kämpfer und starb.

Es waren vier Pioniere von der 62. Armee, die Holz über die Wolga schifften.

Die Deutschen hatten nicht die Kraft, die 62. Armee in die Wolga zu werfen. Und der Feind begriff das. Er beschloss, um jeden Preis mit der 62. Armee fertig zu werden und sie endgültig zu vernichten. Die Fronten näherten sich auf den denkbar geringsten Abstand.

Der Feind klirrte mit seinen Waffen direkt vor der Nase der Armee, aber den Nackenstoss konnte er ihr nicht versetzen.

An manchen Stellen waren die Gräben nur 20-25 Meter voneinander entfernt, und die Handgranaten flogen hinüber und herüber.

Granaten gab es überall: in den Stabs-Unterständen, den Laufgräben, den Kantinen und Küchen, sie lagen neben den Posten und an den besonders für sie bestimmten Stellen. Die Nischen in den Schützengräben waren vollgestapelt mit Granaten. Man konnte sie immer, überall und in der nötigen Anzahl erhalten.

Und da sah man, dass es in dieser Schlacht keine Grenzen der Erbitterung gab. Die ganze Stadt war von der deutschen Luftwaffe schon in Brand und Trümmer geworfen. Die feindlichen Kampfwagen konnten an unsere vorderste Linie nicht mehr heran, weil alles aufgefetzt und aufgewühlt war. Unter Haufen von Steinen sah man die Türme, Bordwände und Raupenketten auf den Kopf gestellter deutscher Kampfwagen. Und unter dieser Schicht von Schrott und Trümmern lag noch eine zweite Schicht von begrabenen deutschen Horden und ihren Panzern.

Die Gegenangriffe der 62. Armee wurden mit jedem Tag waghalsiger.

Und da verloren die Deutschen den Verstand. Am 14. Oktober wuchs sich die Schlacht zu so ungeheuerlichen Dimensionen aus, dass sie jedes Mass verlor. Das, was sich hier abspielte, war mit nichts mehr zu vergleichen.

2'500 Flugzeuganflüge wurden an diesem einen Tag an unserer vordersten Linie verzeichnet. Alles schwankte und krachte in den Bunkern, und in den Befehlsständen brachen von der Erschütterung die Decken ein. In den Laufgräben wurden die Leute umgeworfen wie bei schwerem Seegang. Ganze Befehlsstände von Bataillonen und Regimentern gingen bis auf den letzten Mann zugrunde. Und in der Luft heulten die ganze Zeit durchdringend die «Musikanten»-Bomber, winselten Zehntausende von Bomben, die alle auf die Zweiundsechzigste herabstürzten. Es schien, als wäre die Wolga über die Ufer getreten. Von der furchtbaren Vibration der Luft zersprangen leere Gläser auf den Tischen und versagten alle Funkanlagen.

Da flammte plötzlich die Wolga auf und trug statt des Wassers Flammen. Das brennende Benzin und Petroleum aus den zerschossenen Öllagern strömte auf die Gräben und auf den Befehlsstand der Armee zu.

Glühende Hitze, Öldunst, Flammen.

Im Armeestab Tote, die Armee hatte einen Teil ihrer Stabsoffiziere verloren. Aber das Gefecht ging weiter, und die Truppe fühlte wie vorher, dass eine Leitung an ihrer Spitze stand. Die Verwundeten, die sich noch irgend bewegen konnten, verliessen die Schützengräben nicht. Die von Minen und Bomben Schwerverwundeten, Verstümmelten und die Verbrannten wurden von Sanitätern zum Ufer getragen.

Der Armeeführer ging an der Verwundeten-sammelstelle vorbei. Sein Gesicht war von Rauch und Erde schwarz. Unter der Mütze hing ihm zerzaust das Haar hervor. Aber in den Augen leuchtete Feuer. Die Verwundeten erkannten ihren General.

«Genosse Kommandeur», rief ihn einer zu sich heran, «ich sterbe... Befehlen Sie, dass man mich nicht hinübersetzt. Für uns hat die Wolga nur dieses eine Ufer!»

... Der Tag erlosch.

An diesem Tag haben die Stalingrader ihren Schritt in die Zukunft getan und nichts mehr vermochte von nun an ihre Kraft zu schwächen, noch ihren Willen zu brechen. Die Armee stand, und wich nicht!

Die Jugendjahre der 62. Armee waren verstrichen, die Zeit der Reife war gekommen.

Wie zuvor dröhnte nachts der Vulkan Sta-

lingrad, und über der Wolga bellte der sechs-läufige Minenwerfer.

Der Oberbefehlshaber der Stalingrader Front, Generaloberst Jeromenko, ging vom Kutter an Land und schritt, auf dem zweimal verwundenen Bein leicht einknickend, am Ufer entlang, zum Bunker des Armeeführers. Er war im Auftrag Stalins gekommen, um Tschuikow und seine Armee zu begrüßen.

Im Bunker des Armeeführers fand er nur die Ordonnanz Boris Skornjakow vor. Der war schwer verwundet, sprang aber beim Eintritt des Oberbefehlshabers schneidig auf, salutierte und meldete:

«Alles in Ordnung. Der Genosse Armeeführer ist bei der Truppe.»

IV

Gefecht. Und vor dem Armeeführer schwankt die Waage. Auf nur ihm bekannten Pfaden ist er in das Geheimnis des Krieges eingedrungen, hat den kritischen Zeitpunkt erfasst, da beide Waagschalen aufs Äusserste belastet waren und es genügte, auf die eine nur eine winzige Unze zu legen, damit die andere emporschnellte.

Und diese Unze fand der Armeeführer und warf sie mit sicherer Hand in die Waagschale des Gefechts.

Und immer war diese Unze bei ihm nur eine Unze. Er beherrschte vollendet die Kunst, mit geringem Aufwand zu kämpfen, und er lehrte sie seinen Untergebenen.

Da waren die tollkühnen Sechsermannschaften.

Ein frappierender Kontrast: die Deutschen hatten vor Stalingrad eine Viertelmillion Soldaten im Einsatz, und die 62. Armee, die den ganzen Hauptangriffsstoss dieses Kolosses auszuhalten hatte, setzte ihm kleine Gruppen von meist sechs Mann entgegen. Diese Sturmtrupps wurden bei allen Operationen der Züge, Kompanien, Bataillone und Regimente gebildet und erwachsen aus deren Gefechtsformation. Diese elastischen, höchst manövrierfähigen Sturmseinheiten waren die Angriffsspitzen unserer bis ins Kleinste vorbereiteten und genau ausgearbeiteten Schläge.

Zu sechs, zu acht brachen die Sturmtrupps in die Häuser und Ruinen ein und führten dort einen Vernichtungskampf. Hinter den Sturmtrupps folgten die mit schweren Waffen ausgerüsteten Verstärkungskommandos.

Wie eine Löwenbrut stürzten sich die Sturm-

trupps auf den Feind und vernichteten die Besatzungen ganzer Sperrabschnitte und Widerstandszonen.

Eine Viertelmillion auserlesener deutscher Soldaten mit Panzerkorps und Flugzeuggeschwadern war machtlos gegen die Sturmtrupps. Die 62. Armee rieb viele deutsche Divisionen auf, und ihre Gegenangriffe wurden immer gewagter.

Das war die Stalingrader Strassenkampf-Universität, das war die Stalingrader Kunst, nicht durch Zahl, sondern durch Können zu siegen.

Die Kompanieführer 2 und 3 eines der Schützenbataillone, die Genossen Krawzow und Kolstanow, meldeten am 20. September um 11.30 Uhr, dass der Feind in der Überzahl sei, ihren Verband fast eingekesselt habe und dass sie beide verletzt seien. Aber sie setzten hinzu:

«Solange die Kompanieführer leben, kommt kein Deutscher hier durch. Stalingrader weichen nicht.»

Die Armee wurde eins mit der Stadt. Jeder Soldat ein Stein in ihren Mauern, und eine Stadt, ihrer Natur nach zum Stehen geschaffen, kann nicht weichen.

V

Die Schlacht nahm ihren Fortgang.

Die unbeugsame Stadt verrichtete weiter ihr schweres unvergängliches Werk, das Geschichte war. Als Vorbilder herrlicher Glorie schenkte sie der Welt immer neue Helden und Taten, wie sie ihresgleichen nicht finden.

Niemals erlosch und niemals erlahmte in der Armee der eine und grosse Wunsch – den Feind vernichtend zu schlagen.

Auf welche Art kann man den Feind noch bekämpfen?

Über viele Manöver und Methoden wurde im Kriegsrat der Armee beraten. Und der Armeeführer gab seinen Entschluss bekannt.

«Von nun an werden wir sie auch unter dem Boden schlagen.»

Zu den Gegenangriffen der Sturmtrupps kam jetzt als eine neue Hilfe der unterirdische Minenkrieg. Die Pioniere hatten auch vorher den Sturmtrupps angehört und mit den Flammenwerferleuten eines der wichtigsten Elemente in ihnen gebildet. Aber nun wurden sie selbständig eingesetzt und eröffneten gewissermassen ihre eigene unheimliche Front.

Der erste unterirdische Minenangriff wurde von zwei Abteilungen durchgeführt – der von Wladimir Dubowoj und von Iwan Makarow. Sie sollten sich zu einer stark ausgebauten Feindstellung durchgraben, von der aus die Wolga beschossen wurde.

Sie trieben ihren Stollen von einem fünf Meter tiefen Schacht vor, den sie ausgehoben hatten. Die Entfernung betrug 43 Meter, der Stollen war 80 Zentimeter breit und einen Meter hoch.

Sie arbeiteten ausschliesslich unter der Erde, lautlos und unsichtbar.

Vierzehn Tage lang flackerten im Stollen die Lämpchen. Die Leute hatten vergessen, was Tageslicht heisst, und sich abgewöhnt, aufrecht auf den Beinen zu stehen. Die Luft reichte nicht mehr zum Atmen. Die Augen sanken ein und die Gesichter wurden fahl. Aber dann hörte der Pionier Tichon Parfjonow eines Tages über sich Lärm und deutsche Stimmen.

Sie legten dreitausend Kilogramm Sprengstoff unter die deutsche Stellung.

Eine furchtbare Explosion brauste über das Wolga-Ufer.

Die Schläge hagelten nur so auf den Feind.

Häuser wurden zum Rahmen unwahrscheinlicher Gefechte und Schlachten. Der Stein hielt es nicht mehr aus. In den Nächten bliesen starke Winde und die Ruinen vielstöckiger Häuser fielen einfach in sich zusammen. Als einmal die fünf oberen Stockwerke eines siebenstöckigen Hauses einstürzten, in dessen Erdgeschoss unsere Rotarmisten kämpften, schaute der Kirgise

Urasalijew nach der Decke und bemerkte philosophisch:

«Die Stadt ist müd ... das Haus ist müd... die Steine sind müd... bloss wir sind nicht müde.»

Und als die Spannung alle Grenzen des Menschenmöglichen überschritten hatte, kam der Augenblick, da an der Waage der Schlacht die Schale der Deutschen jäh und für immer in die Höhe schnellte. Der gewaltige Flankenangriff der Sowjettruppen hat die Niederlage der Deutschen vor Stalingrad besiegelt. Die 62. Armee ging zum Angriff über.

Um die deutschen Armeen schloss sich der tödliche Ring.

Einer nach dem anderen fielen die Stützpunkte des Feindes in der Stadt. Schon konnten die Deutschen die Wolga nicht mehr unter Feuer halten.

Am 20. Dezember überschritt Generalleutnant Wassili Iwanowitsch Tschuikow, der Befehlshaber der 62. Armee, zum erstenmal die Wolga. Er ging zu Fuss, und als er am linken Ufer angelangt war, schaute er lange zur Stadt hinüber.

Wie majestätisch war diese Festung in all ihrer Zerstörung!

Und die Welt erfuhr von den Taten der legendären 62. Armee.

Aus aller Welt flogen Begrüssungen nach Stalingrad. Die Zeitungen brachten die Kunde von der höchsten aller Auszeichnungen – dem Lob Stalins.

Dem Armeeführer schlug das Herz und seine Augen wurden feucht.

Wassili Tschuikow, ein Sohn des Vaterlandes, dachte an seinen Schwur, an die Worte, die er gesagt hat, als er nach Stalingrad kam:

«Und wenn ich sterbe, ich halte Stalingrad.»

1. Januar 1943

Nikolai Tichonow

Ein klassischer Fall

Die Deutschen haben eine grosse Vorliebe für gründliche Untersuchungen, besonders auf kriegsgeschichtlichem Gebiet. Das deutsche Generalstabs-Idol, der bekannte Graf Schlieffen, hat vor vielen Jahren das Prinzip der modernen Cannae-Schlachten aufgestellt. Bei Cannae schlug Hannibal die römischen Legionen unter Terentius Varro, die er erst einkreiste, dann vernichtete und teilweise gefangennahm. Das ist schon ziemlich lange her, es liegt noch vor unserer Zeitrechnung. Aber Schlieffen vertrat den Standpunkt, dass dies die beste Methode der Feindvernichtung wäre, und seither träumen sämtliche deutschen Strategen von nichts anderem als von einer Cannae-Niederlage für Deutschlands Feinde.

Generalleutnant Waldemar Erfurt, Oberquartiermeister der kriegsgeschichtlichen Abteilung des deutschen Generalstabs, hat dem Thema «Vernichtungssieg» eine spezielle Abhandlung gewidmet.

Nachdem er darin alle militärischen Operationen der verschiedensten Zeiten beleuchtet hat, die auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem historischen Cannae aufweisen, kann er nicht umhin zu erklären, man könne unmöglich aus der Schlacht bei Cannae eine Schlussfolgerung ziehen, wie ein moderner Feldherr den Feind einzukesseln und zu vernichten habe. Und deshalb macht er sich daran, die Operationen des deutschen Heeres im letzten Weltkrieg zu analysieren. Aber o weh, er muss leider bekennen, dass alle Schlachten, die ein neues Cannae hätten werden können, nicht stattgefunden haben. An den Haaren herbeigezogene Cannaes findet er mit Leichtigkeit, aber ein wirkliches Beispiel – das klassische Beispiel einer Masseneinkesselung und Vernichtungsschlacht ist die Geschichte der deutschen Wehrmacht bisher schuldig geblieben.

Der Verfasser der oben erwähnten Schrift bemüht sich sogar, den italienischen Marschall Badoglio auf den Piédestal zu heben, der in Abessinien mit einer ungeheuer schwer bewaffneten Heeresmacht die schwachen und schlecht ausgerüsteten abessinischen Truppen einkesseln wollte. Aber trotz dem erheiternden Befehl Mussolinis – eine Parodie auf die Befehle der berühmten Feldherren –, der lautete: «Umzingelt

und vernichtet sie», erlitt Badoglio ein blamables Fiasko und die Abessinier zogen sich in aller Ruhe zurück, wodurch sie den zeitgenössischen Möchtegarn-Hannibal in eine ziemlich peinliche Lage versetzten.

Um Herrn Erfurt aber braucht man sich keine Sorgen zu machen; die deutsche Heeresleitung hat für ihre Kriegsgeschichte in diesem Krieg ein klassisches Cannae-Beispiel erworben. Der Generalfeldmarschall Paulus kann es dem Generalleutnant Erfurt ausführlich erzählen, wie ein Cannae, ein richtiges klassisches Cannae, tatsächlich zustande kam, und dass es der Generalfeldmarschall selbst miterlebt hat. Allerdings hat das Kriegsglück dem Generalfeldmarschall einen unangenehmen Streich gespielt; er kann seinen Bericht höchstens in der Rolle des Terentius Varro erstatten und leider nicht in der des Hannibal. Der Hannibal war hier die Sowjetheeresleitung, die es den deutschen Kriegsgeschichtsforschern grosszügigst ermöglicht hat, eine moderne Wiederholung des klassischen Cannae zu studieren. 22 Divisionen der deutschen Wehrmacht sind vor Stalingrad vollständig eingekesselt, von allen Seiten angegriffen und planmässig aufgerieben worden.

In Zukunft werden die deutschen Kriegswissenschaftler nicht allzuweit in die Vergangenheit

zurückzugreifen brauchen, um ein Beispiel für die Schlieffensche These zu finden. Der Graf wird sich im Grabe umdrehen, aber auch das kann nichts mehr helfen. Bei dem Wort «Stalingrad» werden sich die deutschen Generäle von nun an entsetzt umblicken, ob nicht ein neues Cannae im Anzug ist. Erfurt hat recht: «Wie ein moderner Feldherr den Gegner ein-kesselt und vernichtet, ist am Verlauf der Cannae-Schlacht nicht zu ersehen.» Gewiss, um das zu erfahren, muss man sich schon die Schlacht von Stalingrad ansehen. Die Rote Armee hat den grössenwahnsinnigen Abenteuern aus dem deutschen Generalstab eine harte geschichtliche Lehre erteilt und hat mit ihrer schweren Hand ein neues Kapitel der Kriegsgeschichte geschrieben, bei dessen Lektüre die faschistischen Generäle in Zukunft vor machtloser Wut mit den Zähnen knirschen werden. Die Rote Armee hat der ganzen Welt gezeigt, wie ein wirkliches modernes Cannae – eine Kessel- und Vernichtungsschlacht – durchgeführt wird.

Über Cannae-Schlachten haben Sie viel theoretisiert, Herr Feldmarschall, Herr Generalleutnant etc. pp. Wir aber haben sie Ihnen in klassischer Reinkultur geliefert. Doch war dies bloss das erste klassische Beispiel, es werden weitere folgen. Die Rote Armee hat den gröss-

ten Respekt vor dem alten Hannibal, aber sie besitzen ihre eigenen Hannibals, die der deutschen Raubarmee schon den Kopf zurechtsetzen und ihren eitlen Befehlshabern den Standpunkt klar machen werden. Die Erfurts und Paulusse werden ihre endgültige geschichtliche Vergeltung an dem Tag erhalten, da die Rote Armee einen neuen Beitrag zur Kriegsgeschichte liefern und den letzten Hitlerfaschisten auf unserem Boden vernichten wird. Das russische Bajonett streicht kreuz und quer über die Seiten der deutschen militärischen Lehrbücher, und die ganze akademische «Feldherrn»-Autorität eines Hitler platzt wie eine Seifenblase, zum Trost der erlösten Menschheit.

19. Januar 1943

Johannes R. Becher

Dank an Stalingrad

1

Es seien diese Verse abgesandt,
Die Ehrenbotschaft dir zu überbringen:
Du sei fortan Die Ewige Stadt genannt!
Und schon erheben sich, dir Dank zu singen,

Die Städte alle, Stadt an Stadt gereiht,
In einer Weltnacht feierlichem Schweigen,
So stehen sie, um sich vor dir zu neigen,
Im hohen Lied der Völker Dankbarkeit...

«An Stalingrad!» Es tritt ein Sprecher vor,
Und wie er sie, die Stadt, beim Namen nennt,
Ertönt ein Chor, der Städte grosser Chor
Schwingt strahlend sich empor zum Firmament.

Wir, die vereint sind hier in einem Bunde,
Wir Städte, die in deinem Namen sich
Versammelten zu einer Weihestunde,
Wir, aller Völker Städte, grüssen dich!

Wir alle, Städte einer freien Welt,
Wir grüssen dich, du freieste von allen!
Du hast an unsere Spitze dich gestellt!
Mit Barrikaden und mit Panzerfallen

Gebotest du dem Feindl ein blutiges Halt.
Du hast dein Wort zur rechten Zeit gesprochen.
Die Freiheit wurde in dir zur Gewalt

252 Und hat des Feindes Panzerkraft zerbrochen.

O Stalingrad! Du Pfeil im Wolgabogen!
Du Eckstein in der Völker Freiheitsbau!
Mit Bunkerlinien weithin vorgezogen
Und wie bekränzt mit Stacheldrahtverhau –

Ein Vorsprung kühn, zum Ausfall vorgestreckt
Das Wolgaknie, und weitausholend zum
Tödlichen Stoss, steht Stalingrad und deckt
Mit seiner Stadt der Freiheit Heiligtum.. .

Wir freien Städte, Zentren, Metropolen,
Wir weltberühmten Städte allesamt,
Wir danken dir, du Stadt, wie von Gloriolen
Bist du von Bränden, glühenden, umflammt!

Wie wär die Dankesschuld je abzutragen!
Wir trügen daran ein Jahrhundert lang.
Welch eine Stadt hat sich wie du geschlagen!
Nimm dieses Lied als unsern Dankgesang!

2

Es singen unsere Plätze, unsere Strassen,
Mit allen unsern Häusern singen wir,
Dir singt am Strassenrand der grüne Rasen,
Und unsere Fahnen wehend danken dir.

Die Brunnen, die auf unsern Plätzen springen,
Die Säulen singen dir und die Arkaden,
Die Fenster öffnen sich dir weit und singen,
Dir singt zum Dank der kleine, kleinste Laden.

Es singt dir ihren Dank die Strassenbahn,
Es dankt dir, dankt dir jede Haltestelle,
Scheinwerfer blühen auf in ihrer Helle
Und strahlen dir zum Dank den Himmel an.

Der Reiter auf dem Denkmal galoppiert,
Als ritte er zum Grusse dir entgegen,
Der Heilige auf der Brücke zelebriert
Die Messe und erteilt dir seinen Segen.

Es leuchtet dir in seiner Farbenpracht
Ein Bild, es dankt mit jedem Pinselstrich.
Es haben ihren Dank dir dargebracht
Ein alter Holzschnitt und ein Kupferstich.

Dir duftet Dank im Park das Blumenbeet.
Es flüstert Dank die stille Gartenbank.
Ein Rosenstrauch glüht wie ein Dankgebet.
Dir, Stalingrad, dir unseren ewigen Dank!

Die Glocken alle lauten dir zur Ehre.
In jeder Stadt hast du ein Ehrenmal.
Du trugst den Krieg in seiner ganzen Schwere.
So dankt dir, Stalingrad, ein Dankchoral.

Und um dir aller Städte Dank zu sagen.
Ersteht – und alle Städte spielen sie –
Von einem dunklen Orgelstrom getragen,
Der Dank an Stalingrad als Symphonie.

3

Und es geschah! Ein stählerner Orkan
Erhob sich und die Bomben warfen Feuer,
Und Hitlers graue Panzer rückten an,
Die Sturmgeschütze krachten ins Gemäuer –

Die Flammenwerfer spritzten ihren Brand
– wo war die Stadt noch nicht in Brand geraten! –
Und es geschah, Hand kämpfte gegen Hand
Mit Bajonett und Dolch und Handgranaten –

Es hielt die Hand fest einen Mauerrest.
Und da traf sie von fern ein Todesstoss.
Doch hielt sie Stalingrad im Herzen fest
Und sie liess auch im Tod die Stadt nicht los...

Und es geschah ! Im Minenlabyrinth
Der Stadt war allerorts ein Held erschienen.
Wie jeder Stalingrad so liebgewinnt
Im Sturm der rollenden Metall-Lawinen!

254 Das ist ein Meter längst kein Meter mehr,
Wo Tod und Leben sich zusammendrängen.
Wo ist ein Mass, das hier noch gültig wär!
Oft misst ein Meter viele Lebenslängen...

Und es geschah! Ein Mann trat unters Tor
Und mit der Sprengladung, mit der geballten,
Trat er hervor und reckte sich empor,
Allein der Panzervorstoss aufzuhalten...

In einem ersten Stockwerk, jede Wand
Gespickt mit Kugeln wie ein Kugelfang,
– Feind nebenan, Feind draussen auf dem Gang,
Feind, der auf Dächern und im Keller stand –

Dort hoben sie und senkten ihr Gewehr,
Und drehten die Gewehre wie im Kreis,
Sie gaben lebend nicht das Zimmer her,
Dort gaben Drei ihr Stalingrad nicht preis...

Und es geschah! Ein Mann, der sterbend funkt,
Erwartend eine Antwort voller Bangen.
Die Antwort kam. Ein ferner Feuerpunkt
Hatte den Funkspruch noch zur Zeit empfangen.

Aus Kellerlöchern und aus Brandkulissen
Trat eine Heldenschar in Reih und Glied
Und hat die Freiheitsfahne hochgerissen
Und sang im Sturm ein neues Wolgalied !...

Und es geschah! Im pausenlosen Dröhnen
Der Bombenlasten war oft eine Stille.
Und diese Stille, sie begann zu tönen:
O Stalingrad! In dir wirkt Stalins Wille!

Der Wille wirkt in unterirdischen Gängen,
In Stalins Stadt ist er Allgegenwart,
Und sichtbar bleibt er hinter Rauch Vorhängen,
Und jeden macht der Wille willenshart.

Und Stalingrad, die Stalin sich erkoren
Als Stadt, die Stalins heiligen Willen hat,
Sie wurde in dem Kriege neu geboren
Und wurde noch einmal zu Stalins Stadt.

O Stalingrad, du kühne, heldengleiche!
Du Heldenstadt, o sei gebenedeit!
Du Stadt, du ewige und ohnegleichen!
Du Stadt im Reiche der Unsterblichkeit!

Und Tag und Nacht Attacken, Kanonaden!
Du sangst, der Freiheit bester Kamerad,
Das hohe Lied von besten Kameraden,
Du Stalins Stadt, du Ewiges Stalingrad!

4

So singen sie, die Städte, und sie ziehen
An dir vorüber und sie neigen sich,
Der Name ewige Stadt sei dir verliehen,
Denn deine Taten währen ewiglich.

Hört unser Lied, die ihr noch unten an
Dem Feinde seid, ihr Städte, hört die Kunde!
Es kündigt sich der Tag der Freiheit an,
Und unsere Sender tönen in der Runde!

Hört sie, die Stalingrader Symphonie!
Ein Lied, das nie zu Ende wird gesungen,
Dankt dir, ein solches Danklied klang noch nie!
O Stalingrad, du Feste, unbezwungen!

Du bist der Völker-Freiheit Auferstehen!
Die Freiheit singt dir ihren Dankgesang!
Der Freiheit Willen liessdest du geschehen.
Nimm dieses Lied als Dank-Zusammenklang!